

Aus dem Ghetto

Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert

von

Moritz Steinhardt

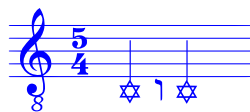
+

Noten für das Stück

Erinnerung

für

klassische Gitarre



© 2026 Musikverlag Ulrich Greve
Musikverlag Ulrich Greve, Keßlerstr. 14, D-90489 Nürnberg
Website: <https://ulrich-greve.eu>
UG 1295

Aus dem Ghetto

Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert

von

Moritz Steinhardt

Dritte vermehrte Auflage

LEIPZIG

1920

INHALT

	Seite
Vorwort	4
Der Wasserträger	9
Berl der Bacher.....	16
Die Chewre-Sude	25
Kalme-Leeb	34
Awrom Gänserich	43
Das Purimspiel	55
Itzigls Barmizwah	68
Der Bocher Meier.....	83
Jekew der Mokemgeher	100
Schimme der Schreiber	117
Notel der Färber	136
Meschugge Hindi	145

Vorwort.

Durch dieses Büchlein wollte ich eine Schuld tilgen, indem ich der Erinnerung an die Heimat hiermit ein Dokument errichtet habe.

Ich führe den verehrten Leser in das kleine, ungarische Ghattostädtchen Eisenstadt, das sich hart an der österreichischen Grenze am Fuße des Leithagebirges in ländlichem Gepräge mit seinen Feldern, Wiesen und Weingärten malerisch ausbreitet. Das jüdische Ghetto, welches mein Büchlein behandelt, weist ein Bestehen von mehreren Jahrhunderten auf, doch ist es ganz anderer Art, als diejenigen der Großstädte, wie wir sie in engen, schmutzigen und winkeligen Gassen finden. Das Eisenstädter Ghetto gewährt keinen so finsternen und mittelalterlichen Eindruck, wie es im Prager und im römischen Ghetto der Fall ist, sondern der Lichtstrahl der Freiheit hat in dieses schon bei dessen Entstehen seine wohltuende Wärme gesenkt. Wohl sind die Zeiten längst vorüber, wo der staatliche Zwang bestand, dass die Juden nur in den ihnen einst zugewiesenen Stadtteilen wohnen mussten, doch sie schließen sich immer

noch gerne eng zusammen, und wenn auch manche der jüngeren Generation bereits außerhalb des Ghettos wohnen, so halten sie doch an den alten Überlieferungen und Gebräuchen fest. Noch wird an jedem Freitagabend vor Eintritt des Sabbat an einem Ende der Gasse das eiserne Gitter verschlossen und am andern, die an zwei großen Pfeilern hängende Kette herabgelassen. Der heilige Schabbes wird durch keinerlei Lärm der Straße gestört, denn kein Karren, kein Gefährt darf die ehernen Schranken durchbrechen. Die Gläubigen werden noch immer durch das Pochen mit einem hölzernen Hammer an die Haustore zum Gottesdienst geladen. Es ist alles noch so, wie es vor hundert Jahren gewesen, wenn auch die Menschen andere geworden sind und der Geist der Aufklärung deren Inneres verändert haben mag.

All' diese Sitten und Gebräuche, wie ich sie in meinem Büchlein schildere, noch heute werden sie eingehalten. Alle Personen, wie ich sie gezeichnet, sie haben gelebt. wenn ich auch bezüglich ihres Handelns die Fantasie ein wenig spielen ließ, ich habe sie alle gekannt, und so mancher habe ich das letzte Geleit auf das „Beth Hakwores“ gegeben. Sie alle deckt jetzt der grüne Rasen, und ein verwitterter

Leichenstein gibt kund, dass sie gewesen, doch die Erinnerung an ihre Originalgestalten lebt fort im Munde der Generationen.

Wenn ich dies Büchlein, das in jüdischem Geiste geschrieben, in die Welt hinaussende, bin ich von dem Wunsche beseelt, dass es allen Lesern, ob sie das „Ghetto“ kennen oder nicht, eine willkommene kulturhistorische Gabe bieten und angenehme Stunden bereiten möge.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die günstige Aufnahme, die mein Büchlein nach Erscheinen gefunden, sodass die erste Auflage bald vergriffen war, veranlasste mich, eine neue, vermehrte erscheinen zu lassen.

Auch ist mir durch die inzwischen in Wien erschienenen „Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Eisenstadt“ sehr interessantes Material geliefert worden, von welchem ich zur Orientierung über mein „Ghetto“ einiges in kurzen Zügen wiedergeben will.

Das älteste Dokument, welches die ständige Anwesenheit der Juden in Eisenstadt nachweist, ist eine Urkunde aus dem Jahre

1373, als die Ansiedelung noch „Weniger-Märtersdorf“ hieß.

Diese Ansiedelung wechselte bis 1622 verschiedene Male ihre „Edelen Herren“, und vom genannten Jahre an fiel die Herrschaft an das gräfliche Haus der Esterházy's.

Diesem munifizenten gräflichen Hause, dem später die fürstliche Linie entstammt, verdankten es die Juden Eisenstadts, mit den sogenannten „Judenschutzbriefen“ versehen, dass sie sich ungehindert ihrem religiösen Leben hingeben und ihren Berufen nachgehen konnten.

Ich halte es daher für eine Ehrenpflicht, dem hochfürstlichen Hause Esterházy in ehrerbietiger Form dies hier zum ewigen Gedächtnis niederzuschreiben.

Charlottenburg, im Januar 1913.

Vorwort zur dritten Auflage.

Seit Erscheinen der zweiten Auflage hat der grimmige Weltkrieg unseren Planeten tüchtig durchgerüttelt.

Dieser Bruderkampf ging auch an dem Ghetto nicht spurlos vorüber. Es rief auch alle wehrfähigen Männer abermals zu den Fahnen, und nach einem Vierteljahrhun-

dert habe ich es im Ernst der Zeit wieder aufgesucht. Fremde Gestalten zogen an mir vorüber, alle in diesem Buche geschilderten Typen, mit Ausnahme von einem, sie sind dahin in jene Gefilde, wo es keinen Kampf mehr gibt, nur im Munde der Epigonen leben sie fort.

Schimme der Schreiber, als hochbetagter Greis, trottete mir, die verdorrte, knöcherne Hand reichend, entgegen vor meinem geistigen Auge tauchten sie alle wieder auf die Gestalten längst entschwundener Tage.

Die in der ersten Auflage beschriebene geographische Lage des Ghetto muss ich auch dahin berichtigen, da es nicht mehr zu Ungarn gehört, denn die heiße Sehnsucht aller Deutschen Eisenstadts ist erfüllt durch den Frieden von St. Germain, der das deutsche Westungarn Österreich zugesprochen hat.

So ziehe denn mein Büchlein abermals hinaus, die Leser an die alten Traditionen zu mahnen, mit dem Wunsche, dass ein ewiger Friede die Menschen auf Erden dereinst brüderlich umschließe.

Charlottenburg, im Mai 1920.

M. S.

Der Wasserträger.

Wir hatten nur einen Brunnen in der Gasse, der das trefflichste Trinkwasser lieferte. Dieses in die Häuser der Unbemittelten zu schaffen, die sich keine Dienstboten halten konnten, war ein Nebenerwerbszweig unseres Chaim „Bohndl“, wie wir ihn nannten, weil Bohnen seine Lieblingsspeise gewesen sein sollen. So hatte man es ihm nämlich angedichtet. Wie sein richtiger Familienname war, das wussten die allerwenigsten. Als Chaim „Bohndl“ lebte er, und als Chaim „Bohndl“ starb er auch. — Er hatte frühzeitig seine Eltern verloren und war als Kind der Gemeinde aufgewachsen, über seine Kinderzeit und Jugend hat die Chronik nichts verlauten lassen. Er sah im späten Alter so aus, wie in seinem Mannesalter, immer dasselbe Gesicht, dessen Glättung er durch Auftragung eines ätzenden Breis, „Aurum“ genannt, an jedem Freitag bewirkte. Seine Gesichtsfarbe war dadurch ganz blaugrau geworden. Chaim war auch ein eifriger Tabakschnupfer, und er konnte nicht verhüten, dass ihm immer ein schwarzes „Tropfl“ an der Nase hing. Er war knochig und vierschrötig, und seine Steinernen Hände hatten durch das viele Tragen

der Wasserkrüge sich krampfhaft geschlossen.

Seine Kleidung war im Sommer und Winter immer die gleiche. Wurde eine Stelle an seinem Gewand schadhaf, so nähte Chaim, der sein eigener Schneider und Schuster war, einen Fleck darauf, wobei er auf Gleichheit der Farben keinen Wert legte. So wurde im Laufe der Jahre durch diese vielen Flicker der Rock immer bunter und stärker. Auf das Schusterhandwerk war Chaim Bohndl besonders stolz; er wollte es in seiner frühesten Jugend erlernt haben. Die Art des Ausbesserns seiner Stiefel wird wohl in der Geschichte des Schuhmachergewerbes ohne Beispiel dastehen. Leisten hatte er nicht; vielleicht dachte er bloß nicht daran, sich solche zu verschaffen, vielleicht kannte er sie auch gar nicht. Aber einen eigenartigen Ersatz hatte er selbst ersonnen: er füllte die Stiefel bis an den Schaft mit Sand, und der Leisten war ersetzt. Nun kam Flicker auf Flicker. Nagel an Nagel. Mit dieser zarten Fußbekleidung trabte Chaim die Gasse auf und ab.

Morgens begann er sein Tagewerk schon um sechs Uhr, und abends endete er je nach Bedarf seiner Wasserkonsumenten.

Im „Hekdisch“ wohnte er — so ward unser Versorgungshaus benannt — mit eini-

gen Genossen und Genossinnen. Dort wurde er auch beköstigt. Das Wassertragen war eigentlich nur sein Sport, dessen Erträgnis ihm die kleinen Ausgaben für Schnupftabak, Nadel, Zwirn und Schusternägel bestreiten musste.

Wer um neun Uhr Wasser haben wollte, musste Chaim schon um sieben Uhr zum Brunnen schicken, so langsam war er in seinem Schaffen. Mit Seelenruhe und gemessenen Schrittes trug er zuerst den leeren Krug zum Brunnen. Dort musste gewartet werden, da der Brunnen immer von wasserholenden Mädchen und Jungens belagert war. Wenn man nun Chaim herantrotten sah, brach schon ein allgemeines Gelächter los. Jeder wusste ihn wegen seiner Schwerfälligkeit zu necken und ihm ein Schmähwort zuzuschleudern. Eine Weile ertrug er es mit Lammsgeduld, wobei er wohlgefällig schmunzelte; dann plötzlich ertönt ein Gebrüll, wie das eines Löwen. Schaum bedeckt seine Lippen, die Spottenden weichen zurück und räumen Chaim das Feld. Grinsend zeigt er mildere Züge, stellt die roten irdenen Krüge, einen nach dem andern, vor den Brunnen, und kaltblütig, als ob nichts geschehen wäre, schöpft er sie voll und begibt sich trägen Schrittes auf den Weg. Fast bei jedem zweiten Haus hält er Rast. Da

wird er wieder von einigen Gassenjungen behelligt. „Warum gehst du nicht schneller, Chaim? Die Frau Rosenblatt wartet schon auf das Wasser“ — ertönt es aus dem Munde der Knaben. Sie kennen Chaims Ehrgeiz und seine schwachen Seiten. Sie wissen, was jetzt kommen wird und bringen sich rasch in Sicherheit. Chaim errötet über die ihm angehangene Schmach und Ehrverletzung, er ergeht sich in nicht wiederzugebenden Flüchen, die nicht enden wollen. Er wird von einigen älteren Leuten zur Ruhe gewiesen, und nach langem Hin- und Widerreden zieht Chaim langsamen Schrittes seinem Ziel zu. Nun erhält er wegen der Säumnis erst seinen Verweis von der Hausfrau. Das kränkt ihn aber zu sehr; er lässt die Krüge stehen, ohne seinen Lohn in Empfang zu nehmen, und schleicht trotzig von dannen.

„Schabbes“ ruhte auch Chaim; da saß er morgens in der „Schul“ auf der letzten Bank — er ist nicht wieder zu erkennen — die roten Krüge fehlen, ohne die man sich Chaim schwer denken kann.

Es kamen auch schöne Zeiten für Chaim, wenn er den „Lieberer“ (Gemeindediener) vertreten musste. Gab es eine Hochzeit, bei welcher der Gemeindediener Festarrangeur und Tafeldecker war, so durfte Chaim an

seiner Statt „Schulklopfen“ *). Mit welcher Würde zog er dann gemessenen Schrittes die Gasse entlang, mit den ghettogewohnten drei Schlägen an die Haustore. Auch diese Freude war ihm nie ungetrübt, denn der Schabernack lauerte überall auf ihn. Wenn Chaim zur „Schul“ klopfte, fanden sich immer Gassenjungen, die den Mann in seinen stolzen Träumen störten. Die Jungen verbargen sich hinter einem Haustor, an das Chaim auch kommen musste, und wenn er den letzten der drei Schläge gab, wurden diese drei Töne echoartig an der Rückseite des Tores von innen mit einem Stein wiedergegeben. Das konnte Chaim rasend machen. Seine harmonisch verabfolgten Schläge wurden verhöhnt, entstellt; das konnte er nicht verschmerzen. Er reißt das Tor auf, um den Frevler zu züchtigen; doch wo war dieser schon! Nur der rote Ziegelstein grinste ihm entgegen. Unter Flüchen und Verwünschungen hatte Chaim noch den Rest der Haustore mit den drei Klopfen bedacht. Der Gottesdienst war schon zu Ende, und Chaim klopfte noch.

Der schönste und erhehendste Tag im Jahr war für Chaim das Purimfest. Da konnte er seinen Mitbürgern die Größe sei-

*) Ein alter Brauch an die Tore zu klopfen, um zum Gottesdienste aufzufordern.

ner Fähigkeiten zeigen, da strahlte der letzte Funke seines Talents aus, das er angeblich in der Kinderzeit besessen. Chaim war dann auch ein Humorist. Sein Rock bekam am genannten Tag eine grüne Borde aus Papier, einen Zylinderhut hatten ihm Gönner besorgt und mit allerlei Flitter geziert — in der Hand hielt er einen Stab, an dessen Ende ein Blumenstrauß befestigt war — schritt er würdevoll durch die Gasse. Von Haus zu Haus ließ er seine zwei oder drei Lieder ertönen, die er schon seit undenklichen Zeiten singt. Immer derselbe Sänger und dieselben Lieder, auch die Tonart ist dieselbe geblieben. Mechanisch sang er die Worte, deren Sinn er nicht verstand, und die ihm vor Zeiten eingedrillt worden.

Stolz über den erzielten Beifall und befriedigt vom materiellen Erfolg ging Chaim in sein Heim. Was er mit dem Geld angefangen, da er doch keine besonderen Bedürfnisse hatte, war jedermann ein Rätsel. Geliebt soll Chaim niemals haben, auch soll er niemals geliebt worden sein.

Ich glaube, sein einziges Ideal war der Purim, auf den freute er sich das ganze Jahr.

So wurde Chaim nahezu achtzig Jahre alt, ein Hagestolz, ein strammer Jüngling bis zu seinem Tod. Und wie er langsam

lebte, so starb er auch langsam. Chaim war nie krank. Da mit einmal verschwand Chaim vom Brunnen und von der Gasse. Chaim liegt krank, hieß es — er begann zu sterben — tiefes Mitleid erfasste jeden. Man hatte ein Wahrzeichen des Ghetto sinken sehen. Nach wenigen Monaten hieß es: Chaim ist tot. — Wehmut erfasste jung und alt, und Tränen sah man in den Augen glänzen. Chaim wurde zu Grab getragen, und wie einem Großen hatte ein zahlreiches Gefolge ihm das letzte Geleit gegeben.

Berl der Bacher.*)

Meine Muhme Gitel meinte immer, dass wegen Berls Hässlichkeit der Meschiach (Messias) nicht kommen könne. Als aber Berl gestorben war, meinte sie, dass nun erst recht die Auferstehung nicht so bald käme, denn da müsste ja Berl auch wieder auferstehen, und das könne der Erlöser denn doch nicht wollen. Sie hatte aber wirklich recht. Wer den kleinen verwachsenen Mann sah, mit seinen stechenden Augen und seiner spitzen Nase, der konnte das Gruseln erlernen. Der äußere Schein log, denn Berl der Bacher war ein seelensguter Mensch, der keine Fliege töten konnte. Und doch nahte man sich dem Mann mit einer unerklärlichen Scheu. Hing doch das Geraten eines tadellosen Schabbes von ihm ab. An ihm lag es, dass die ganze Gemeinde fröhlich beim Mahl sitzen konnte, wodurch er sich die Dankbarkeit der Hausfrauen erwarb. Welches Unheil konnte er aber auch über so viele festlich gestimmte Menschen bringen, die nach der sauren Arbeit einer Woche der behaglichen Ruhe pflegen und sich an dem Schabbeskuchen oder an der Schabbeskugel erfreuen wollten.

*) Bäcker.

Geriet die „Kugel“ (eine Speise), so waren alle voll des Lobes über Berl den Bacher, man rühmte seine fachliche Tüchtigkeit und besonders seinen Lokalpatriotismus. Berl setzte alles daran, den Ruf der „Schaletkugel“ seiner Vaterstadt nicht zu gefährden; denn was nützt die beste „Füllung“, wenn das Backen nicht von kundiger Hand geleitet wird! Was gilt ein schöner Kuchenteig, wenn der Backofen zu heiß oder zu kalt ist!

Wie ein Schlachtenlenker saß Berl in einem abgeschabten, grünlichen Rock mit speckigem Sammetkragen, den er sicher von seinem Urahn geerbt, am Freitagnachmittag am rissigen und baufälligen Backofen und schaute in die Glut, manövrierte mit der Holzstange, um des Feuers Macht wohltätig zu verteilen. Seine einzige Helferin war seine hochbetagte Mutter Zipperl; sie musste ihm das trockene Reisig reichen, das er mit verständnisvoller Miene prüfte, ob es nicht zu feucht sei, und nach dieser Prüfung in den Ofen schob. Er sprach kein Wort, seine Augen funkelten und seine vertrockneten Lippen zitterten. Hie und da strich er sich mit dem roten, von Schnupftabak durchtränktem Tuch den Schweiß von der Stirn, dann kletterte er von seinem Sitz herauf. Berl wusch sich Hände und Ge-

sicht am Brunnen, und befriedigt setzte er sich auf die steinerne Bank, um die Kunden zu erwarten. Jeden Napf, den man ihm brachte, prüfte er aufs genaueste, ob er nicht zersprungen sei, damit auf ihn nicht die Schuld falle, wenn der Inhalt missrieth. Nahm er einen Mangel an dem Geschirr wahr, so verweigerte er die Annahme. Jeder Topf musste einen Zettel mit dem Namen des Besitzers haben, auch darauf hielt er sehr streng — doch mit hebräischen Buchstaben musste der Name geschrieben sein, denn auf die „neumodische“ Schrift, sagte er, kenne er sich nicht aus.

Berl konnte sich nicht lange der Ruhe erfreuen, denn bald nachdem er sich auf die Bank gesetzt hatte, kamen sie heran, die Jungen und Mädchen, und überreichten Berl die Backgeschirre sonderbarster Formen. Stumm prüfte er das ihm Dargereichte, doch hatte jeder noch einen besonderen Wunsch: der eine wollte den Kuchen nicht zu braun, der andere mehr gebräunt, und ein dritter nur leicht gebräunt haben, ebenso war es mit den „Kugeln“. Dies alles hörte Berl mit seltener Ruhe an, indem er bei sich dachte: „ich mache es ja doch nur, wie es sein muss“. Besonderen Wert legte er darauf, den Ofen stets mit Pünktlichkeit zu schließen. Kein Bitten und Flehen half, wenn

jemand nach der festgesetzten Zeit ein verspätetes Erzeugnis zum Backen brachte, und Berl seinem Grubensitz bereits entstiegen war. Er schickte solche Nachzügler immer mit der Bemerkung fort, dass der Schabbes bald „eingeht“, sie mögen doch zum „Gojimbäcker“ (Christenbäcker) gehen. Wenn er nun seinen Backofen vollgepackt hatte, begann er ein wenig aufzutauen und redselig zu werden; er freute sich seines vollendeten Werks und rieb sich vergnügt die schwarz gewordenen, mageren Hände. Einige übermütige Mägde, die sich mit Berl gern einen Scherz erlaubten, fingen ihn zu hänseln an: warum er, ein so schön gewachsener Mann, Junggeselle geblieben. Da setzte er sich zu den Mädchen auf die Steinbank und begann von seiner goldenen Jugend, von seiner ersten, aber unglücklichen Liebe zu erzählen. „Ihr habt sie nicht mehr gekannt,“ begann er, „meine gottselige Channe,“ und ein tiefer Seufzer entrang sich bei diesen Worten seiner Brust. „Acht Tage vor der Chassene (Hochzeit) war es, da brannte es in der Gasse; beim Rosch-Hakohol (Gemeindevorsteher) wütete das Feuer am ärgsten, und das einzige Töchterchen von diesem war in Gefahr, zu verbrennen; meine Channe hat das Kind gerettet, aber sie

selbst hat so schwere Brandwunden erlitten, dass sie nach drei Tagen in meinen Händen ihre Neschome (Seele) aushauchte.“

Heiße Tränen rannen dem Mann über die Wangen, und mitleidsvoll sahen ihn die Umstehenden an. Das war die allwöchentliche Erzählung Berls. So ging er mit Gram und Kummer im Herzen seiner Wege, doch voll froher Hoffnung, seine Channe im Jenseits, im Gan-Eden (Paradies) einst wiederzusehen. An jedem Rosch-Chaudesch (Monatsfeier) sah man Berl am Grab Channes heiße Gebete verrichten, und gestärkt kehrte er stets in seine Hütte zurück.

Noch ein schwerer Kummer war es, der ihn drückte, und der auf seiner Seele lastete. Mit bangem Herzen sah er stets dem Schowuausfest (Pfingsten) entgegen, und nervöse Unruhe bemächtigte sich seiner. Vor mehreren Jahren war es, am Vorabend des genannten Festes. Die Zworach-Kuchen (Käsekuchen) lagen auf kleinen und großen Backblechen vielverheißend an der Erde. Das Feuer im Backofen war in der richtigen Temperatur, und Berl freute sich schon im Innern auf das Lob der Gemeinde. Doch mit des Schicksals Mächten konnte selbst Berl keinen ewigen Bund flechten. Berls Mutter lag krank im Bett, und er musste sich zu ihr in die Stube begeben, um ihr eine

Labung zu reichen. Diesen unbewachten Moment benutzten einige lose Frevler, indem sie von mehreren Becken dem Teig den süßen Inhalt entnahmen, und die leere Hülle wieder zuklebten. Berl weilte länger, als er beabsichtigt, und draußen stand schon eine Menge harrender Kunden. Erregt über diese Verspätung, begann Berl das Versäumte rasch nachzuholen, stieg in die Grube und schob die Becken und Näpfe flugs in den Ofen. Es geriet alles prächtig, Berl war seelenvergnügt.

Am andern Morgen ließ ihn der Gemeindevorsteher rufen. Berl konnte sich nicht enträtseln, was diese Vorladung zu bedeuten hätte. Es war noch nie vorgekommen, dass ihn jemand rufen ließ. Klopfenden Herzens trat er seinen Weg an. Er traute seinen Augen kaum, als ihm die Köchin des Vorstehers die käselosen Kuchen zeigte. Die Erbitterung über diesen Bubenstreich raubte Berl die Stimme, und geknickt sank er in den Küchenstuhl. Als er wieder auf dem Heimweg war, öffneten sich einige Fenster der Gasse, und aus diesen rief man nach ihm. Wie von Sinnen blieb er stehen, und bei einem Fenster wurde ihm der Käsekuchen hinausgereicht. Er starrte ihn an. Doch was half's, der Kuchen war da, der Käse fehlte. Wie konnte ihm, dem nahezu

Unfehlbaren, so etwas passieren! Das Geschehene war nicht mehr zu ändern, aber Berl wurde seit jenem Tage ein Menschenfeind, und überall glaubte er das Unglück auf ihn lauern zu sehen. Scheu schlich er des Abends in die dunkelnde Gasse, um seinen bescheidenen Bedarf einzuholen, bei Tag fürchtete er, gesehen zu werden; er mied die Menschen.

Nur Freitagnachmittag, wenn es an seinem Backofen rege zuging, taute er für kurze Zeit ein wenig auf, versank aber bald wieder in tiefe Wehmut, wenn ihn die Mädchen veranlassten, ihnen von seiner Channe zu erzählen.

Während Berls Mutter noch am Leben war, fühlte er sich wie ein Kind, abhängig von der Leitung und dem Rat Zipperls. Sie nahm ihm alle trüben Gedanken fort, und für alles hatte sie Trost Worte. Als Zipperl starb, wurde Berl erst die Größe seines Unglücks gewahr, und seine Einsamkeit machte ihn noch freudloser. Er vernachlässigte seinen Beruf, kein Feuer wollte recht brennen, kein Kuchen wollte mehr geraten, er sah nicht mehr darauf, ob ein Napf mit Zettel versehen war. So wurden die Kuchen vertauscht, und Berl fiel immer mehr in Ungunst. An einem Freitag war es, es war gerade Rosch-Chaudesch, (Monats-

feier), da fanden die wenigen, Berl noch treu gebliebenen Kunden den Backofen kalt, kein dürres Reisig lag umher, die Grube, in der Berl der Bacher stets gesessen, war leer. Die Mädchen blickten einander verwundert an, was denn mit Berl auf einmal geschehen sei. Stumm gingen sie und kopfschüttelnd nach Haus. „Wo ist Berl geblieben?“ fragten sie sich. Draußen am „guten Ort“ (Friedhof) saß Berl an einem frisch aufgeworfenen Grabhügel, mit einem großen vergilbten Gebetbuch in der Hand, und sang eine rhythmlose Melodie; dann fing er zu weinen an, dass sich die Tränen über seine Wangen ergossen. Er sprang auf, vergrub seine Hände in dem Hügel, als ob er ihn aufscharren wollte. Da kamen die Leute herbei, die Berl suchten. „Berl, was machst du, heute ist ja Freitag?“ Als er der Leute ansichtig wurde, erbebte er am ganzen Körper, und wie leblos fiel er zur Erde. Man trug ihn von der Stelle. Und als er anderen morgens im Spital, wohin man ihn gebracht, erwachte, lag ein mildes Lächeln auf seinen Zügen. „Mutter,“ rief er der Krankenfrau entgegen, „nicht wahr, morgen will ich mit Channe Chassene (Hochzeit) machen?“ Berl hatte den Verstand verloren. Man gab ihn ins Versorgungshaus. Sein Schicksal trug er mit ruhiger Ergebung.

Sein Backofen, der keiner Reparatur mehr wert war, war zerfallen, das kleine Häuschen wurde abgetragen, um einem Neubau Platz zu machen. Berl aber saß stumm am Gitterfenster seines neuen Heims und starrte hinaus ins Leere, als ob er auf jemand wartete. War aber eine Hochzeit in der Gemeinde, so war Berl der erste vor der „Schul“, um eine Chuppe-Stange (Trauhimmelstange) zu halten. Wenn dann unter den Klängen der ländlichen Musik die Braut unter die Chuppe geleitet wurde, lächelte Berl vergnügt, und im Geiste sah er sich an der Seite Channes. War die Trauzeremonie zu Ende, so ging er zu den umstehenden Hochzeitsgästen und lud sie zu seiner Hochzeit ein, die „morgen“ stattfinden solle. So wartete Berl noch viele Jahre auf das „morgen“, bis ein milder Richter seinem gebrochenen Herzen und seinem getrüben Geist die ewige Ruhe gab.

Die Chewre-Sude.*)

Alle drei Jahre feierte die „Chewre-Kadischa“ (Wohltätiger Verein) ihr Stiftungsfest in besonderer Weise. Es wurden neue Mitglieder angeworben, und diese wurden bei fröhlichem Festgelage feierlich in die Reihen der Auserlesenen aufgenommen. Das Mahl wurde im „Beth-Hamidrasch“ (Lehrsaal für Talmudstudien) abgehalten und währte stets bis zum Morgen des nächsten Tages. Am „Sude“-Tage ging es schon frühzeitig recht lebhaft in der Gasse her. alles rüstete sich zu dem erhebenden Fest. Die Mitglieder des menschenfreundlichen Vereins trugen alle, Mann für Mann, zum Gelingen des Festes bei. Der Krämer lieferte den Zucker und Kaffee unentgeltlich, der Bäcker seinen besten Kuchen, der Weinhändler seinen ältesten Wein, und der Glaser lieh die Geschirre, die er am Lager hatte. Der Zeughändler sandte schwarze und weiße Stoffe, die zur Ausschmückung des Beth-Hamidrasch und Festwagens dienten, denn das Fest stand im Zeichen des düsteren Todes, daher man nur dessen symbolische Farben verwendete. Wer über keinerlei Waren verfügte, der trug sein Scherflein in barer Münze bei. Der Hauptfaktor

*) Vereins-Mahl.

dieses Tages aber war „Leeb der Haas“, so genannt, weil er furchtsam wie ein Hase war. Leeb kannte seinen Spottnamen, doch wehe dem, der ihn ihm zurief. Wie konnte man sich eine Chewre-Sude ohne Leeb vorstellen! War er doch der Darsteller des rauen Todes, trotz seiner angeblichen Furchtsamkeit. Am Morgen des großen Tages nahm Leeb schon die düstere Stimme des Sensenmannes an, so ernst war es ihm mit seiner Rolle.

Mittags fand stets der feierliche Umzug durch die Gasse statt, doch Leeb lief schon den ganzen Vormittag in seinem Leichenkostüm umher, das aus einem alten, abgetragenen Jom-Kippur-Mantel (Gebetmantel für das Versöhnungsfest) und der dazu gehörigen weißen Mütze bestand. Dieses Kostüm wurde nur durch eine schwarzweiße Schärpe ergänzt.

Den Festwagen bildete der Wasserwagen der Gemeinde, auf dem eine mächtige Tonne ruhte, mit schwarzem und weißem Papier beklebt; der ganze Wagen war in diese Farben gehüllt, an seinen Seiten waren Spaten und Hacken als Werkzeuge des Totengräbers befestigt, um die Tätigkeit der „Chewre-Kadischah“ zu kennzeichnen.

Der Mittag nahte. Leeb setzte sich auf den Wagen neben den Kutscher, der, in

schlichtes Schwarz gekleidet, die mit schwarzweißem Flitter behangenen Pferde lenkte. Da saß Leeb nun, einem Könige gleich, auf seinem Thron mit einer mächtigen Sense in der Rechten; stolz blickte er von seinem Sitz herab; wer war ihm jetzt gleich! Der Zug setzte sich in Bewegung, rechts und links vom Wagen schritten ernst und gemessen die Chewre-Männer, brennende Kerzen in der Hand tragend. Dem Wagen folgten die Gemeindemitglieder. Hinter diesen hatte sich die goldene Jugend eingefunden, der der Ernst des Tages so ganz und gar nicht eingehen wollte. Die Jungen verbissen ihr Lachen, als sie Leeb so hoch thronen sahen.

So war der ernste und würdige Zug bis in die Mitte der Gasse gelangt. In Leeb's starrem Antlitz und der würdigen Miene, die er angenommen hatte, spiegelte sich die Majestät des Todes, lautlos bewegte sich der Zug. Da plötzlich ertönt aus der Menge der spottende Ruf „Leeb-Haas! Leeb-Haas!“ — Als Leeb diesen Ruf vernommen, erbebte er am ganzen Körper, die Sense in seiner Hand zitterte, und Leeb drohte von seinem Sitz zu stürzen, eine solche Wut hatte sich seiner bemächtigt. Die Stille wurde durch ein wirres Durcheinander unterbrochen, das aber bald verstummte, denn das

wachsamer Auge des Gesetzes hatte den Frevler bald entdeckt, und mit sicherer Hand entfernte „Schmutz der Wächter“ den Missetäter. Dies wirkte beruhigend auf Leeb. Er nahm wieder seine düstere, majestätische Miene an, der Zug erreichte ohne weitere Hindernisse das Beth-Hamidrasch. Dort erwartete der Chewre-Gabbe (Vereinsvorsteher) den Zug und begrüßte die Angekommenen. Leeb stieg von seinem Sitz herab und meldete dem Vorsteher, die Sense vorschriftsmäßig präsentierend, das Vorgefallene. „Du hast aber deine Sache wie immer gut gemacht. Leeb!“ waren die beschwichtigenden Worte des Vorstehers. Stolz über die Anerkennung wandte sich Leeb befehlenden Tones an den Kutscher und hieß ihn die Pferde ausspannen, wobei Leeb selbst behilflich war, und sorgfältig den Flitterkram von den Pferdegeschirren entfernte; denn in drei Jahren, meinte Leeb, wenn es Gottes Wille ist, wird ja alles wieder gebraucht werden. Der Wagen blieb, einem Herkommen gemäß, vor dem Beth-Hamidrasch stehen, und Leeb hielt die Ehrenwache. Vergnügt über den Verlauf des Festzuges schritt Leeb auf und ab; von dem kleinen Zwischenfall abgesehen, hatte ja alles prächtig geklappt. Das aber war sein Verdienst, denn sein war das ganze

Arrangement. Leeb war ja vier Wochen Soldat gewesen. Er hatte zwar nicht mit der Waffe zu tun, denn während seiner Dienstzeit lag er krank im Hospital. Dennoch brüstete er sich immer mit seinen militärischen Kenntnissen. Seine Zuverlässigkeit war bekannt; deshalb vertraute man ihm auch die Wache über den festgeschmückten Wagen an. Bei solchen festlichen Anlässen ist die übermütige Jugend immer mit allerlei losen Streichen zur Hand, und darum war Leeb der geeignete Mann, Unfug zu verhüten. Der Schammes (Diener) brachte ihm ein Stück Kuchen und eine Kanne perlenden Weins. Leeb trank selten Wein, er war zu aufregend für seine empfindsame Natur, wie er sagte. Doch an solchem wichtigen Tag wollte er diesen Göttertrank nicht verschmähen. Er stürzte diese Kanne Wein hastig hinunter und ließ sich den prächtigen Kuchen trefflich schmecken. Der Schammes hatte sich entfernt, und Leeb war sich wieder allein überlassen. Der Wein hatte rasch seine Wirkung getan, alles drehte sich um Leeb, er fühlte eine Müdigkeit in den Gliedern; teils war es der Wein, teils die Aufregung des Tages, die diesen Zustand bei ihm hervorriefen. Leeb stellte die Sense in eine Ecke und ließ sich auf der Erde nieder. Anfangs kämpfte er

mit sich, um nicht einzuschlafen, doch unbekümmert um das, was nun werden sollte, schloss er die müden Lider und streckte sich der Länge nach aus. —

In Beth-Hamidrasch ging es recht lebhaft zu, ein Toast nach dem andern wurde ausgebracht, man ließ einander „hochleben“. Zum Schluss hatte man sich des treuen Wächters Leeb erinnert, und man schickte den Schammes hinunter zu ihm, um ihn auf einige Zeit abzulösen. Bestürzt kehrte der Schammes zurück, denn er hatte weder den Wagen noch Leeb unten angetroffen, beide waren verschwunden. Das war nun das Zeichen zum Aufbruch. Der Morgen graute bereits, und eine kühle Herbstluft wehte den Chewre-Männern entgegen. Man durchsuchte alle Höfe nach dem Wagen, doch dieser blieb verschwunden. Man schickte in die Wohnung Leeb's, doch auch von diesem war keine Spur zu finden. Die Männer hatten sich indessen zur Ruhe begeben, um ihre erregten Gemüter zu besänftigen. Am anderen Tage, es war schon gegen Mittag, der „Gabbe“ rieb sich noch die verschlafenen Augen, hielt ein sonderbares Gefährt vor dessen Haus. Es war der Wasserwagen der Gemeinde, aber jeden Schmuckes entledigt. Ein Ochsengespann führte den Wagen, den Landleute

morgens am Felde stehend gefunden. „Doch wo war Leeb geblieben?“ fragte sich der Gabbe. Er begab sich eiligst zu einem Chewre-Mitglied, um die wunderbare Wiederkehr des Wagens zur Kenntnis zu bringen und über den Verbleib Leeb's Erkundigung einzuziehen. Niemand wusste Rat, wo man Leeb suchen könnte; man nahm an, dass er über Feld gegangen, denn er war ein großer Naturfreund, und seine Mußestunden verbrachte er gern im Freien.

Diesmal hatte man sich aber in Leeb gründlich getäuscht, er saß nicht im Grünen, er weilte nicht in Gottes freier Natur, er schnarchte tief in der Hinterstube des Gabbe, wohin ihn die berüchtigten Gemeindespasvögel gebracht, während der Herr Vorsteher auf Leeb toastete. — Der Gabbe war indes von seiner Forschungsreise zurückgekehrt und wollte in die Hinterstube, wo seine Bibliothek war und die „Seforim“ (Bücher) aufgestapelt lagen. Da machte ihn ein kräftiges Schnarchen stutzig — er erschrak im Augenblick, dann fasste er sich ein Herz und erleuchtete die dunkle Stube. Er blieb wie erstarrt stehen, als er einen Mann mit rotem Bart in seinem langen Schabbesrock auf dem Sofa liegen sah. Die Züge kamen ihm so bekannt vor, aber der rote Bart stimmte nicht.

„Mensch, steht auf, wer seid Ihr?“ rief der Gabbe entsetzt. Der Mann rührte sich aber nicht und ließ sich durch nichts stören. Darob ärgerlich rüttelte ihn der Gabbe heftig, bis der Schläfer endlich sich zu regen begann und sich aufrichtete. Als der Fremde langsam zu sich kam, machte er verwunderte Augen, denn die Umgebung kam ihm so bekannt vor. Der Gabbe erkannte Leeb sogleich an seinen Bewegungen und an seiner Stimme, da er wiederholt Verwünschungen ausstieß. „Leeb, wie kommst du denn in meinen Schabbesrock und auf mein Sofa?“ schrie ihn der Gabbe an. Der Mann war indes aufgestanden und ins andere Zimmer geeilt, wo sein Blick zufällig in einen Spiegel fiel; er erschrak, als er sich mit dem roten Bart sah. und erwiderte dem Gabbe: „Dass Ihr der Gabbe seid, sehe ich, aber dass ich Leeb sein soll, will mir nicht einleuchten.“ Der Gabbe hatte Leeb den Bart abgenommen und führte ihn abermals zum Spiegel, „nun, glaubst du jetzt, dass du „Leeb Haas“ bist?“ Das war aber für Leeb zu viel, der Gabbe hatte ihn bei seinem Spottnamen gerufen, darob war Leeb wütend und eilte aus dem Haus des Gabbe, diesem den roten Bart zurücklassend.

Seit jenem Tage sind viele Jahre verflossen, man musste sich nach einem anderen

„Malach-Hamowes“ (Todesengel) umsehen, denn Leeb hatte der „Chewre-Kadischah seine Dienste gekündigt, weil ihn der Gabbe so tief beleidigt. Leeb nahm sich dies so zu Herzen, dass er seit jenem Tag zum Trotz der Chewre-Kadischah Humorist und Vortänzer wurde und keine Leichenbittermiene mehr machte. Er beteiligte sich nachher nur mehr bei fröhlichen Familienfesten, wo er mit der Schellenkappe die Majestät des Todes vergessen machte.

Kalme-Leeb.

Kahne-Leeb war ein ruhiger Mensch, der keinem etwas in den Weg legte. Desto mehr war man beflissen, ihm sein ohnedies nicht rosiges Dasein noch zu erschweren. Woran das lag, konnte niemand so recht ergründen. Wenn man den Namen „Kalme-Leeb“ nur aussprach, so wusste man schon, dass ein Bericht über eine neue Verulkung des Trägers dieses Namens folgen würde. Die Hauptschuld daran, dass er die Zielscheibe des Spotts für jedermann wurde, trug wohl Kalme selbst, denn er war zu gutmütig. Selbst die kleinsten Schulknaben auf der Straße redete Kalme an und befreundete sich mit ihnen derart, dass sie sich alles gegen ihn erlaubten. Er nähte den Kindern auch allerhand Spielzeug. Kalme war seines Zeichens Schneider. Diesen Beruf übte er aber nur im Winter aus, wenn es dicke Röcke zu nähen oder zu flicken gab. Im Sommer war zu wenig Arbeit für ihn, und die dünnen Stoffe, meinte Kalme, verlohnten sich gar nicht des Nähens. Denn was Kalme nähte, das hielt fest, wie zusammengeschiedet. Kalme trug aber auch Winter und Sommer nur dicke Kleider, und wenn ihm bei der Sonnenglut der Julitage der Schweiß über die Stirne rann,

so lächelte Kalme vergnügt und lobte die festen Winterkleider, die nach seiner Theorie die Sonnenhitze nicht durchließen. Im Sommer ging Kalme auf den Handel aus. Er kaufte bei den Bauern Hasenfelle, die er dann selbst auf Holzspäne kunstgerecht spannte und trocknete, was in seiner niedrigen Stube keinen zu angenehmen Duft verursachte. Er kaufte überhaupt alles, was sich ihm bot und was er billig erstehen konnte. Einmal kaufte er eine alte monströse Kalesche, um sie zu zerlegen und ihre Bestandteile einzeln zu verwerten. Es war gerade an einem Erew Pessach (Vorabend des Osterfestes), als er das an Altersschwäche gebrochene Vehikel in den Hofraum schob, da an eine Zerlegung vor dem Fest nicht mehr zu denken war. Er wollte die Arbeit erst nach den Feiertagen in Angriff nehmen.

Doch Kalme hatte sich eine schöne Suppe eingebrockt. Während der Feiertage, an denen die Schuljugend Ferien hatte, waren die Kinder der Gasse nur mehr im Hof Kalmes versammelt, um das Unding von Gefährt, das einmal den Stolz eines fürstlichen Wagenparks gebildet haben dürfte, anzustauen. Bei dem Anstauen blieb es aber nicht; ein jeder musste auch probieren, wie es sich in dem Wagen sitzen

ließe. Wer im Innern des Wagens nicht Platz fand, setzte sich auf die riesengroßen Lederfedern, oder gar auf die Decke. Trotz des Festes ließ sich die ausgelassene Jugend nicht abhalten, die Abmontierung des Wagens vorzunehmen, so dass nur mehr ein Gerippe übrigblieb. Kalme Leeb war gerade in der Schul, als sich das Unerhörte ereignete. Bestürzt über die Nachricht, die ihm seine Eehälfte Jule überbrachte, eilte er an die Stätte der Verwüstung, wo von den Missetätern nichts mehr zu sehen war. Nun fing er aber an, auf Jule loszudonnern: warum sie so unverlässlich sei und die Schar Kinder unbeachtet gelassen habe, anstatt sie an ihrem gottlosen Tun zu hindern! Er sei ruiniert, schrie er, er sei ewig unglücklich, und an allem sei nur diese Jule schuld, weil sie immer nur mit der Tchine (Erbauungsbuch) in der Hand säße. Jule musste stets das Bad ausgießen, und schon seit ungefähr fünfzig Jahren bekam sie dasselbe zu hören: wenn er sie nur nicht geheiratet hätte, und er werde die Sache doch noch ändern! Jule antwortete nie, sondern saß ruhig am Fenster, blickte Kalme sanft durch ihre Brille an und las abwechselnd in der Tchine, die ihre Lieblingslektüre war. Diese fromme Ergebenheit bezähmte Kalme. Er tröstete sich dann damit, dass er die Ka-

lesche doch hätte zerlegen müssen und die Kinder ihm eine Arbeit erspart hätten. Aber dass diese nichtsnutzigen Rangen ihr Zerstörungswerk gerade am Jomtow (Festtag) vollbrachten, erregte ihn. Begütigend sagte er: „Ja, ja, meine gute Jule, die Welt wird immer schlechter, wir passen schon nicht mehr her.“ Als Jule diese zärtliche Anrede vernommen, legte sie ihr Erbauungsbuch fort, und glückstrahlenden Blickes schritt sie auf Kalme zu mit den Worten: „Nicht wahr, Kalme, du wirst ja doch nicht von mir gehen, jetzt hast du es so lang mit mir ausgehalten, hab noch eine Weil’ Geduld, lang dauert's ja nicht mehr.“ Bei dieser Anrede wurden Kalmes Augen feucht, er schämte sich seiner vorigen Redensarten und erfasste Jules Hand, die er an sich zog und innig drückte.

Kalme war wieder mit Jule und mit der ganzen Menschheit ausgesöhnt. „Wir waren als Kinder auch nicht anders,“ bemerkte er noch, und der ganze Vorfall war vergessen. Das Pessachfest nahte seinem Ende, und von einem Jahr zum andern hatten die Alten vergessen, was der Brauch der Jungen war. Diese hatten sich aber schon lange vor Pessach zusammengetan, um über den „Chomezdigen Borchu“ zu beraten. Es war dies ein strenges Amtsgeheimnis, denn von

einem Jahr aufs andere hieß es, dass infolge des sich stets wiederholenden Unfugs das Umhertragen des „Borchu“ unterbleiben sollte. Danach fragte aber die ausgelassene Jugend nicht, sie hielt am alten Brauch fest.

Ausgangs Pessach nach dem Mincha Gebet (Abend-Gebet) kamen sie auf dem Lohberg des Gerbers, der hinter der Gasse seine Gerbgruben hatte, zusammen. Der eine brachte eine alte Hose vom Vater, der andere einen altmodischen langen Rock, ein dritter vom Urgroßvater einen Zylinderhut, der bereits seit Jahrzehnten auf dem Boden unter altem Gerümpel gelegen. Ein vierter schleppte Stroh und Bindfaden herbei. Nun wurden die Kleider ausgestopft, der Körper erhielt zur würdigen Ergänzung seiner äußeren Erscheinung eine Larve, aus deren Augenhöhlen Stroh, nichts als Stroh hervorlugte. Ein heldenhafter Schnurrbart verlieh der Larve einen echt männlichen Ausdruck. Das war der „Chomezdigen Borchu“. Mit dem Erscheinen dieses Popanz in der Gasse trat der Chomez (Gesäuertes) wieder in seine Rechte. Johlend und lärmend zogen die Jungen bei eintretender Dunkelheit durch die Gasse, den Einzug des „Chomezdigen Borchu“ verkündend. Zwei auserlesene, besonders heroische Jungen trugen die ausgestopfte Puppe an einem durch die Beine ge-

steckten Stab, während die anderen das Schreien tüchtig besorgten. Es ging wiederholt die Gasse hinauf und hinunter, bis sich die Schreier verliefen, oder von ihren Vätern in nicht besonders sanfter Weise nach Haus geschoben wurden. Die Träger des „Borchu“ hielten am längsten Stand, bis sie mit ihm im Dunkel der Nacht verschwanden.

Kalme war eben von der Schul gekommen und saß an der Seite Jules. Er erzählte ihr wieder von der verderbten Jugend, von den unverbesserlichen Knaben, die trotz des strengen Verbots des Rebb Salme am heiligen Jomtow den chomezigen Borchu hergestellt hatten und mit Geheul durch die Gasse zogen. Jule schüttelte mit bedenklicher Miene ihr Haupt und zündete das Öllämpchen an. Sie machte sich hierauf in der Küche zu schaffen, und bald brachte sie Kalme den ersten „Chomez“ zum Abendessen. Nachher begaben sich die alten Leute zur Ruhe. Es währte aber nicht lange, da störte sie ein Rascheln aus dem Schlummer, es rührte sich etwas am Fenster. Dieser Vorgang wiederholte sich einige Male. Das beunruhigte Kalme; er stand auf, zündete ein Licht an und ging mit diesem ans Fenster. Ein namenloser Schreck erfasste ihn, als er

ein durchs Fenster starrendes Gesicht erblickte. Doch er verlor die Fassung nicht, kleidete sich rasch notdürftig an, weckte Jule, erfasste die an der Wand hängende eiserne Elle und eilte wie ein mutiger Krieger mit den Worten: „Gott soll schomer umazil (behüten und beschützen) sein!“ hinaus. Am Fenster stand die Gestalt noch immer regungslos, nur das leuchtende Antlitz mit dem martialischen Schnurrbart zeugte davon, dass es ein männliches Wesen sei. Kalme drang unerschrocken auf den Mann ein und versetzte ihm mit sicherer Hand einen wuchigen Schlag aufs Haupt, dass der Körper leblos zur Erde sank. Mit einem Aufschrei des Entsetzens kehrte Kalme in die Stube zurück, vervollständigte in hastiger Erregung seine Toilette. Jule war sprachlos vor Schreck, es kam ihr alles wie ein Traum vor. Auf ihre Frage, wohin er denn wolle, sagte er erregt: „Zum Roschhakohol (Gemeindevorsteher). Eine „Reziche“ (Mord) habe ich begangen, Gott verzeihe mir“ — und er war in die Nacht hinausgeeilt.

Jule ging es eiskalt über den Rücken. So viele Jahre hatte ihnen der gütige Himmel geschenkt, hatten sie fleckenlos ihr bescheidenes Dasein geführt, und nun im späten Alter sollte ihr Kalme, der doch keinen Wurm zertreten konnte, zum Mörder ge-

worden sein! Sie kleidete sich an, nahm die Tchine zur Hand und sandte unter heftigem Schluchzen inbrünstige Gebete zum Himmel. Sie konnte noch immer den Gedanken nicht fassen: Kalme ein Mörder!

Geraume Zeit verging, dann wurde es vor dem Fenster immer bewegter; mehrere Handlaternen wurden sichtbar. Der Roschakohol mit dem Wächter und mehreren Gemeindemitgliedern hatten sich eingefunden und suchten alles ab, doch den Getöteten konnten sie nicht finden. Der war ärgerlich über Kalme, denn er glaubte sich von diesem zum Besten gehalten und der Wächter schalt ihn einen Hasenfuß, der Gespenster gesehen. Während die Männer vor dem Fenster debattierten, machte sie ein leises Kichern, das von oben kam stutzig. Der Wächter leuchtete in die Höhe und erblickte bei einer Dachluke zwei Jungen. Der eine hielt eine Strippe in der Hand, an der der „Tote“ hing, denn Kalme erkannte ihn sogleich, der andere Junge hielt den „Mann“ beim Bein, um ihn auf ein verabredetes Zeichen in die Tiefe zu schleudern. Dieser neuerdings beabsichtigte Streich der verderbten Jungens wurde doch durch das Einschreiten des Wächters vereitelt. Wie eine Zentnerlast fiel es Kalme vom Herzen, als er sein Opfer sah, dem

nicht ein Tröpfchen Blut aus den Adern floss. Der Roschhakohol konnte das Lachen nicht verbeißen, und sein anfänglicher Ärger zerfloss in den an Kalme gerichteten Worten: „Wenn du auch glaubst, den „chomezdigen Borchu“ umgebracht zu haben, lieber Kalme, so nützt es dir ja doch nichts, denn im nächsten Jahr gibt's wieder neues Stroh, und ein alter Rock wird sich auch für den Mann wieder finden.“

Kalme kehrte in sein Stübchen zurück, wo Jule die Tchine wieder von vorn zu lesen begonnen hatte. Ihre Augen strahlten vor Glückseligkeit, als sie Kalme wieder frohgemut in die Stube treten sah. „Nicht wahr, Kalme, das war ein böser „Cholem“ (Traum); du bist kein Rezeach (Mörder)?“ Mit diesen Worten eilte sie ihm entgegen. „Wie kannst du nur so was denken, gute Jule? Den ich umgebracht zu haben glaubte, wird immer leben, es ist der „chomezdige Borchu“,“ antwortete Kalme frohen Herzens und drückte Jule innig an seine Brust.

Awrom Gänserich.

So reinlich ausgefegt wie heute war die Gasse noch nie, denn seit dem frühen Morgen hantierte Schmul der Wächter mit Besen und Schaufel, um sich nicht den Tadel des „Lieberer“ (Totengräber und Gemeindediener) zuzuziehen, der gleichsam Oberaufseher der Gassenreinigung war. Selbst an Tagen, wo vor der Schul die Chuppe (Trauhimmel) für ein Brautpaar aufgestellt wurde, war die Gasse nicht so blank gefegt, wie heute. Das Sukkesfest (Laubhüttenfest) ging seinem Ende zu, und man rüstete sich schon zu Simchas-Thora (Gesetzesfreunde). Wer ein Sefer (Thorarolle) im Privatbesitz hatte, trug es mit einem Tallis (Gebetmantel) umhüllt in die Schul, so dass die heilige Bundeslade die vielen Seforim nicht fassen konnte. Awrom Gänserich hatte auch sein Sefer in die Schul gebracht. Er hieß mit seinem bürgerlichen Namen eigentlich anders; die Landleute nannten ihn einfach Herr Awrom, nur in der Gasse war er der Awrom Gänserich. Er war ein Liebhaber von Federvieh, das er selbst aufzog, hauptsächlich aber war sein Augenmerk auf die Gänsemast gerichtet, und das trug ihm den Beinamen ein. Er wusste das und ärgerte sich nicht im mindesten darüber. Awrom

hatte einen gut gehenden Kramladen und erfreute sich besonderer Beliebtheit bei den Landleuten, die ihren Bedarf an Stoffen, Kleidern, Bändern und sonstigen einschlägigen Artikeln bei ihm deckten. Er war reell im Handel, und sein Wahlspruch war: Ehrlich und gerecht. Wer von den Landleuten etwas von Awrom gebrauchte und gerade kein Geld hatte, der brachte ihm eine Gans oder eine Ente, und Awrom nahm diese als Zahlung an. Wer aber auch das nicht bringen konnte, dem gewährte er Kredit, denn er kannte seine Leute. Er sagte immer, will mich jemand hintergehen, so schadet er sich nur selbst, denn er kann das nur einmal machen.

Seine Frau Channe sollte ihn im Geschäft unterstützen, doch war sie es beim besten Willen nicht imstand. Sie war äußerst beschränkt an Geist, und das zog dem Haus Awroms steten Spott zu. Seit undenklichen Zeiten stand die Kehille unter dem Cherem (Bann), sich dem Kartenspiel nur an Purim und Chanukah oder bei außergewöhnlichen Familienfesten hingeben zu dürfen; bei Awrom aber hieß es, durfte das ganze Jahr über Karten gespielt werden, denn bei ihm sei immer Channe-Kuh, was auf seine Eehälfte gemünzt war. Seine einzige Tochter Sarah war glückliche Braut. Sarahs

Zukünftiger war ein biederer Dorfgeher und sollte Awroms Kramladen übernehmen. Rot-Moische, wie man ihn wegen seiner roten Kopfhaare nannte, wurde von allen Kollegen beneidet, dass er die Tochter Awroms bekam, denn man hielt diesen für einen gutfundierten Szaucher (Kaufmann). Nach Jomtow sollte die Hochzeit stattfinden, alle Vorbereitungen waren bereits getroffen. Awrom hatte sein Sefer mit besonderer Behutsamkeit und Ehrfurcht auf einen geeigneten Platz gestellt und begab sich auf seinen Sitz. Er ließ sein Sefer nicht aus dem Auge, damit es ja kein Unberufener berühre. Die Schul füllte sich allmählich. Moische hatte sich neben seinem zukünftigen Schwiegervater eingefunden, denn er wusste ja, dass ihm dieser ein Sefer zum Umhertragen „mechabed“ (anbieten) sein würde. Wie eine beabsichtigte Satire des Schicksals traf es sich, dass Moische ein Sefer erhielt, das ein Mäntelchen aus fuchsrotem Sammet umhatte und der Haarfarbe des Bräutigams gleichkam. Man konnte daher das Lachen kaum verbeißen, und Awrom musste unwillkürlich einstimmen. Der Chossen (Bräutigam) wurde feuerrot im Gesicht, denn er erkannte, dass das Lachen ihm gelte. Von Ärger erfüllt, übergab er seinem Nachbar das Sefer und eilte hinaus aus der Schul.

Als Awrom dies bemerkt hatte, traten ihm die Schweißperlen auf der Stirn hervor, und eine Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Nach dem Gottesdienst eilte Awrom nach Haus, wo er den Chossen, den er zum Abendessen eingeladen hatte, vorzufinden glaubte. Aber schon an der Wohnungstür trat ihm Sarah mit bestürzter Miene entgegen und rang die Hände. „Was ist geschehen, mein teuer Herz?“ redete Awrom das Mädchen an. Ohne Antwort darauf zu geben, führte Sarah ihren Vater nach der Küche, indem sie ihm stumm und verzweifelt den leeren Küchenschrank zeigte. Die Gans, der Kuchen, das Jomtow-Obst, alles war fort, das ganze Abendessen war in die Hände der lockeren „Simchestora“-Diebe gefallen. „Wer kann denn an alles denken,“ meinte Sarah; ich hab mit der Mutter in der Gassenstube gegessen und das „Maariw“ (Abend)-Gebet gesagt, während dieser Zeit muss es geschehen sein. Awrom blickte in stummer Ergebung in den ausgeplünderten Schrank. Er wusste, dass da nichts zu machen ist, denn die alte Sitte, die den jungen Leuten alle Rechte anlässlich des Freudenfestes einräumte, schützte diese, wenn sie auch verraten wurden, vor Bestrafung. Am Simches-Thora-Abend hieß es einfach aufpassen und die Türen verschließen. „War

Moische da?“ fragte Awrom. Sarah verneinte das. Awrom schüttelte bedenklich das Haupt. So ungelegen der Bräutigam nun zum Abendessen käme, wo es nichts zum Essen gab, was des Festes würdig, so sehr lag ihm doch das Wohl seiner Tochter am Herzen. Moische war zwar ein armer Junge und etwas eigensinniger Natur, aber er galt als fleißig und sparsam. Awrom wusste, dass er das von ihm Erworbene seinem zukünftigen Eidam anvertrauen könne. Dass er rote Haare hatte, störte ihn nicht, trotzdem seine Frau Channe von ihrer Mutter gehört haben wollte, dass an einem Roten keine Broche (Segen) ist. Awrom war aber über solche Vorurteile erhaben. Sarah hatte indessen etwas aus der Vorratskammer hervorgeholt, und an dieser notdürftig bestellten Tafel harrte man auf den Bräutigam.

Stunde um Stunde verrann, doch Moische kam nicht. Es war schon um die zehnte Stunde. Man sah ein, dass das Warten vergeblich sei, und es wurde zu essen begonnen. Channe schmeckte es ganz vorzüglich, denn das lange Warten hatte sie ausgehungert, doch Awrom und Sarah konnten keinen Bissen herunterkriegen. Sarah konnte die Tränen nicht verbergen, und Awrom redete beschwichtigend auf sie ein.

während Channe tüchtig weiterkaute. Man begab sich hierauf zur Ruhe.

Sarah wälzte sich ruhelos auf ihrem Lager; es war nicht so sehr die heiße Liebe zu Moische, die sie beunruhigte, als die Schande, vor der ganzen Kehille (Gemeinde) als eine Verschmähte bezeichnet zu werden. Sie verließ ihr Lager und öffnete das Fenster, um die kühle Nachtluft in die Stube strömen zu lassen. In der Gasse war alles still, nichts regte sich. Als Sarah eben vom Fenster zurücktreten wollte, wurde sie einen Trupp junger Leute gewahr, die von der oberen Gasse um die Ecke bogen und bei einem Haus Halt machten. Einer von den Männern schwang sich auf die Schulter des anderen, und machte sich oberhalb der Eingangstür des Kramladens von Haschel-Szaucher etwas zu schaffen. Er nahm dessen Firmenschild herunter, und die anderen trugen es fort. Dies Spiel wiederholte sich bei mehreren Läden, bis sie endlich am Haus Awroms angelangt waren.

Zitternd verbarg sich Sarah hinter dem leichten Tüllvorhang. Man konnte sie nicht sehen, sie sah aber alles. Ihr Herz zuckte krampfhaft zusammen, sie erbehte am ganzen Körper, sie hätte laut aufschreien mögen, als sie plötzlich Moische inmitten der

jungen Leute erblickte. Die Sinne vergingen ihr fast, und einer Ohnmacht nahe, wankte sie ihrer Ruhestätte zu.

Es war ein herrlicher Herbstmorgen. Awrom schickte sich an, zu Schachariß (Morgengebet) in Schul zu gehen, als ihn ein heftiges Schluchzen, das vom Nebenzimmer kam, aufschreckte. Es war Sarah, die mit aufgelöstem Haar in ihrem Morgenkleid am Bette saß. „Was machst du denn, mein golden Herz?“ mit diesen Worten trat Awrom auf sie zu. Sarah konnte nicht antworten, denn das Schluchzen erstickte ihre Stimme. Awrom glaubte aber zu erraten, um was es sich handle. „Lass gut sein, mein Kind, er wird wiederkommen, jeder Mensch hat seine besonderen Launen, sagte Awrom beschwichtigend. Sarah kämpfte noch mit sich, ihrem Vater zu erzählen, was sich heute Nacht zugetragen, sie bezwang sich aber und schwieg. Awrom war in die Schul gegangen.

Im Vorhaus hatten sich die Baalbatim (Haushaltungsvorstände) versammelt, da der Gottesdienst noch nicht begonnen. Es bildeten sich Gruppen. Awrom steckte neugierig seinen Kopf dazwischen, um zu erfahren, was es Neues in der Kehille gebe.

Srole, der Politiker, wie er genannt wurde, führte meistens das große Wort und erzählte von den losen Streichen, die die jungen Leute vergangene Nacht ausgeführt hatten, dass bei Haschel-Szauchers Gewölb die Firmatafel Awrom-Gänserichs angebracht, beim Bäcker die Tafel vom Spezereihändler sei, und bei letzterem hinge das Weinzeichen von Reelee der Schänkin. Als Awrom das vernommen, schlich er leise aus der Vorhalle, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen. Wie mit kaltem Wasser begossen, blieb Awrom vor seinem Haus stehen. Oberhalb der Eingangstür seines Ladens war auf einer Tafel in großen Lettern zu lesen: „Awrom Gänserichs Geflügelzucht“, und an der Ladedtür selbst war mit weißer Farbe eine mächtige Gans gemalt. Alsbald umstanden jung und alt das Haus Awroms, sich an dem köstlichen Spaß ergötzend. Awrom musste sich dem Unabänderlichen fügen, denn es war Jomtow und an ein Abwaschen der Farbe nicht zu denken.

Awrom war in die Stube geeilt und verschloss die Fensterläden, um der gaffenden Menge aus den Augen zu gehen. Die Schaar Menschen wurde jedoch bald vom Haus abgelenkt, denn das Mussaf-Gebet (Mittagsgebet) war zu Ende, und es begann

das althergebrachte Obstwerfen. Der Schammes (Tempeldiener) musste mit großen Korb Obst an ein hoher gelegenes Fenster der Schul treten, und von dort aus wurden zur Ehrung des Freudentages Äpfel, Nüsse und Birnen für die Schuljugend hinabgeworfen. Da gab es ein Balgen und Ringen, denn jeder wollte womöglich recht viel erhaschen. Awrom hatte indes die Fensterläden geöffnet, und wagte sich wieder ans Fenster. Inmitten der wogenden Menge erblickt er seinen zukünftigen Eidam, der scheinbar höhnisch lachend auf das neue Schild Awroms wies. Das hatte Awrom zu einem festen Entschluss bracht. Sarah trat ins Zimmer, um den Mittagstisch zurechtzumachen. „Sarah, mein golden Kind,“ begann Awrom, „setz dich her zu mir; und er rang nach Worten, wie er es dem Mädchen beibringen sollte dass er sich in seinen Plänen geirrt habe und der Auserwählte für die Tochter nicht passe. „Ich errate alles, guter Vater,“ kam ihm das kluge Mädchen zuvor, „du meinst wegen Moische? hab’ nur keine Sorge um mich; es ist mir ja nicht wegen ihm zu tun, denn er ist es, der uns vor der ganzen Kehille lächerlich gemacht hat. Und sie erzählte ihr Erlebnis der vergangenen Nacht.

„Dachte ich’s doch gleich.“ sagte Awrom

erbittert; „aber diesmal hat deine Mutter recht, an einem Roten ist keine Broche (Segen); wir wollen der Sache ein Ende machen, und noch heute zu Mincha (Abendgebet) in der Schul lass ich es ausrufen, dass du keine Kalle (Braut) mehr bist.“ Während sie so berieten, drang von der Gasse das „Hauschionoh“ herauf, und mit einer mächtigen Fahne in der Hand stand der Sohn des Roschhakohol (Gemeindevorsteher) Leiser als Anführer der jungen Leute vor dem Fenster Awroms, begleitet von einer Schar Kinder, die mit den bunten Simchas-Thora-Fähnlein in der Hand „Ono adaunoj hauschionoh“ (ein Gesang) sangen, um von der Kalle ihren Tribut einzufordern, der aus einer Torte bestand, die jede Kalle an dem ersten Jomtow (Feiertag) ihres Brautstandes zu geben hatte.

Und lieblich klangen die Kinderstimmen in die düstere Stube, wo der Vater mit der schwergekränkten Tochter ein so verstörtes Simchas-Thora-Fest durchlebte, denn Channe saß ganz teilnahmslos in einer Ecke und lächelte beim Gesang der anheimelnden Melodie. Immer stärker und heftiger tönten die Weisen, die die holde Braut ans Fenster locken sollten, und diese ließ selten lange warten. Doch heute schien sich das Fenster nicht öffnen zu wollen.

Awrom ging in der Stube erregt auf und ab, Sarah hatte sich in eine Sofaecke gedrückt, um nicht gesehen zu werden. Sie schämte sich, vor die festlich Geschmückten ans Fenster zu treten. Der Gesang draußen schlug in ein wüstes Geschrei und in ein unzufriedenes Murren um. Um dem ein Ende zu machen, riss Awrom das Fenster auf. Bei seinem Anblick ging ein Flüstern durch die Reihen. „Rabbaussai“ (Meine Herren) begann Awrom in sichtlicher Erregung. „ihr habt euch heute umsonst zu mir bemüht, in meinem Hause ist keine Kalle (Braut) mehr!“ Nachdem Awrom dies verkündet hatte, zog die Menge verwundert ab, um einer anderen, glücklicheren Braut Besuch abzustatten.

Nach Jomtow verfiel Channe in eine schwere Krankheit, der sie nach mehreren Wochen erlag. Als die letzten Schollen ins Grab rollten und Freund wie Feind der Toten die letzten Ehren erwiesen, trat auch Moische an das offene Grab, um einige Schaufeln Erde hinabzuwerfen. Als Sarah den Jüngling nach so langer Zeit wieder zu sehen bekam, überflog eine leichte Röte ihr Antlitz. Auf dem Heimweg schloss sich Moische den Trauernden an und begleitete

sie in ihr Heim. Moische sprach den Awelim (Trauernden) Trost zu, und ohne Gruß, wie dies üblich, entfernte er sich mit den Worten: „es soll kein Zaar (Leid) mehr in Euer Haus kommen.“

Als der Trauermonat zu Ende war, hieß es in der Kehille, dass Awroms Tochter bald Hochzeit machen werde, doch bezüglich des Bräutigams herrschte noch tiefes Dunkel. Es war die Rede davon, dass einer von auswärts kommen werde. Wie war man aber erstaunt, als der Schammes an einem Montag nach dem Leienen (Vorlesen aus der Thora) die Namen Sarah und Moische zu bevorstehendem Ehebund „aufkündigte“.

Als nun nach einem Jahr das Geschäft Awroms unter der Leitung Moisches aufblühte und Sarah eine glückliche Frau ward, sagte sich Awrom: „meine Channe, Gott lass sie selig ruhn, hat doch nicht recht gehabt, denn es gibt auch Rote, an denen sehr viel Broche (Segen) ist“; und vergnügt sah er, wie Sarah ihrem Manne die roten Haare streichelte.

Das Purimspiel.

Der Vetter Schaje machte heute ein noch griesgrämigeres Gesicht als sonst. Der Teig den er knetete, wollte unter seinen Händen nicht die nötige Geschmeidigkeit annehmen. Es ist schon einmal so: wenn der Tag mit Ärger begonnen, so wende er sich nicht so leicht wieder zum Besseren. Zornig schalt er auf seine Gattin Rachele, die zu nichts brauchbar sei. Wenn er nicht die Küche besorgte, hätten sie nichts zum Essen. Um ihn und um seine Gattin war es ihm ja nicht, denn „meinetwegen,“ sagte er, bedürfe es keiner besonderen Speisen, ich bin mit trockenem Brot zufrieden.“ Gleich, wohl freute er sich, wenn er Freitagabend die Fische dampfend auf den Tisch stellte.

Ich sag dir, Rachele,“ begann er in etwas milderem Ton, „wenn es mir nicht wegen der paar Kostgeher, unseren Bocherim (Talmudjünger) und Rebb Feiwel wäre, der, wenn er anderswo essen musste verhungerte, ich möchte die ganze Kocherei abschaffen, so zuwider ist sie mir schon. Rachele saß mit dem Krückstock in der Rechten am Fenster und zupfte mit der Linken an ihrem mit Haaren bewachsenen Kinn. Sie hatte sich vor einigen Jahren durch einen Sturz in den Keller das rechte Bein ge-

brochen und konnte sich nur mit Hilfe eines Stockes fortbewegen. Seit jener Zeit führte Schaje die Wirtschaft und besorgte die Küche. Er bewohnte das von seinen Eltern ererbte kleine Häuschen, das aus drei Stuben, einer Eckstube und zwei Hinterstuben bestand. In der Eckstube, die zwei kleine, altertümliche Fensterchen hatte, wohnten die alten Leute. Von einem Fenster aus konnte man die „untere“ Gasse überblicken und vom anderen die „obere“ Gasse. Rachele saß immer an jenem Fenster, während Schaje an diesem seinen Arbeitstisch stehen hatte. Rachele nahm von allem Notiz, was sie in der unteren Gasse bemerkte, während Schaje das Treiben in der oberen Gasse beobachtete. So wurde bei Schaje die Zeitung gemacht, wie es allgemein hieß. Was nun Schaje oder seine Frau nicht wusste, das brachten die Bocherim, die in den Hinterstuben wohnten. Die Jeschiwoh (Kolleg für Talmud-Studien) des Ortes hatte einen Weltruf und war daher von Hörern aus allen Provinzen des Landes besucht. Ein großer Teil dieser Bocherim war unbemittelt und auf die Menschenfreundlichkeit der Baal-batim (Haushaltungsvorstände) angewiesen, bei denen sie Kosttage hatten. Einige Besser-Bemittelte, die sich selbst zu beköstigen in der Lage waren,

verzichteten auf diese Wohltat und waren bei Vetter Schaje“, wie er allgemein genannt wurde, in „ganzer Pension“. Schaje erfreute sich als Herbergsvater und Oberkoch einer besonderen Beliebtheit seitens der Bocherim. Er machte sich keine besondere Parnosse (Erwerb) daraus, sondern er wollte das Häuschen nicht allein bewohnen. Was er für sich und Rachele brauchte, hatte er ja, denn für ihn als den pensionierten Chasen (Cantor) sorgte die Gemeinde. Sie hatten einen Sohn, der bisher ihr Stolz gewesen. da er ein „Feinbocher“ (guter Schüler) war: aber kaum dem Jünglingsalter entwachsen, ging er in die weite Welt hinaus und ließ schon lange nichts von sich hören, was den Eltern tiefen Kummer bereitete. Die eigentliche Schuld an dem Fortgang Salmeles, wie ihn die Eltern kosend nannten, hatte Rachele selbst, denn sie wollte aus ihm einen großen Mann machen und unterstützte ihn in seinem Vorhaben. Das nagte immer noch an der Seele Racheles. Von dieser Zeit ab konnte das Ehepaar sich lange nicht verständigen, bis Rachele, vom Unglück betroffen, das Mitleid ihres Mannes erregte, und er ihr den Fortgang Salmeles in der Hoffnung verzieh, dass der Knabe als Mann einmal wiederkehren werde.

Schaje walkte den Teig noch immer

tüchtig, und führte währenddessen von Zeit zu Zeit eine Prise an die Nase; es kam ihm nicht darauf an, wenn er auch die an den Fingern klebenden Schnupftabakreste mitknetete. Nun schien der Teig endlich die richtige Konsistenz erreicht zu haben, denn Schaje begab sich in die Küche, um das Rundholz zu holen und das weitere Verarbeiten des Teiges vorzunehmen. Doch bald kehrte er polternd und scheltend zurück: „Was man sich von diesen Bocherim aussteht, ist schon unerhört; zuerst löchern sie mir den ganzen Morgen den Kopf mit ihrem Gesing’ und Gesag, jetzt haben sie mir noch die ganze Küche ausgeleert, alles wegen das meschuggene Purimspiel; wie soll ich jetzt den Teig breit rollen?“ Mit dieser Frage wandte er sich an Rachele. „Warum haben Sie denn die Sachen alle weggetragen?“ fragte diese zögernd. „Weiß ich, was diese Hitzköpfe alles zu ihrem Komödienspielen brauchen! Zu meinen Zeiten haben wir auch alle Jahr ein Purimspiel aufgeführt, was gewiss schön war; wir haben aber nicht so viele Umstände gemacht, wie die heutzutageigen Jungen.“ fuhr Schaje erregt fort. „Mir ist’s recht, heute können sie die Supp’ ohne Nudelach essen!“ Bei diesen Worten schritt Schaje zur Hinterstube, um zu sehen, ob sich nicht dort die Küchengeräte befän-

den. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich seinem Mund, als er in die Stube blickte. Alles lag wirr durcheinander, die Koffer der Bocherim waren zu einem Podium zusammengestellt, auf dem die Proben abgehalten wurden. Das ganze altmodische Mobiliar war aus seiner Stellung, in der es schon Jahrzehnte verharret war, gerückt, und mehrere Möbelstücke fehlten sogar. Die roten Vorhänge, mit denen Rachele noch als junge Frau ihren Gatten überrascht, waren herabgenommen. Von der Öl-Menaure (Leuchter), die die Zierde der Stube bildete, hing nur das gezahnte Mittelstück an der Decke. Die anderen Teile hatten die Bocherim fortgenommen, denn zu dem großartigen Purimspiel, das der erste Bocher der Jeschiwoh verfasst hatte, brauchte man viel Requisiten. Es sollte ein Schaustück ersten Ranges aufgeführt werden, dessen Inhalt noch tiefes Geheimnis war. Heute, zwei Tage vor Purim, war Generalprobe mit Kostümen und Requisiten, dazu hatten die Akteure alles fortgeschleppt.

Erregt ging Schaje in der Eckstube von einem Fenster zum anderen, vielleicht dass er einen der Bocherim in der Gasse erblickte. Auf dem in einer Ecke stehenden eisernen Kochofen zischte und brodelte

es schon, denn das Essen war gar, und Schaje hatte es außeracht gelassen. Die schöne Brühe lief über den Ofen, die Dielen entlang. Als er das Unheil erblickte, eilte er zum Ofen, um noch zu retten, was zu retten war; aber es war zu spät, der halbe Topf Suppe war ausgelaufen und der Braten verbrannt. „Alles wegen das verwünschte Purimspiel,“ zeterte Schaje, indem er sich erschöpft auf das altersschwache Sofa warf, das durch die Heftigkeit, mit der er dies tat, in allen Fugen krachte.

Rachele saß zitternd am Fenster, denn sie kannte Schajes Jähzorn. Es war inzwischen Mittag geworden, die Bocherim kamen allmählich an, man hörte sie schon in ihren Stuben. Der eine sang eine Stelle aus dem Purimspiel, der andere deklamierte aus seiner Rolle. Das ging aber Schaje doch über die Hutschnur. Er riss die Tür auf und wies die Bocherim zur Ruhe. Doch da kam er schlecht an. Die jungen Leute warfen ihm seinen Mangel an Kunstsinn vor und meinten, in ihrer Stube könnten sie machen, was ihnen beliebt. Der „Regisseur“ der Gesellschaft beschwichtigte Schaje mit dem Versprechen, dass er mit Rachele die besten Plätze in der ersten Reihe gratis erhalten solle. Schaje beruhigte sich scheinbar. Als er auf das heute missglückte Mittagessen zu

sprechen kam, brach ein Halloh in der Stube los, und die Kostgänger wollten sich mit einem Stück Butterbrot begnügen. Die Kunst hatte die Talmudjünger so sehr begeistert, dass sie auch mit ihrem Magen ein Opfer bringen wollten.

Der von jung und alt langersehnte Abend war herangekommen. Gleich nach der Megille (Vorlesen des Buches Esther) gab es ein Drängen und Hasten an der Kasse. Die Bühne war in der Kinderschule im größten Lehrraum aufgeschlagen, die Schulbänke bildeten die Theatersitze. Den Gemeindegönnern waren Ehrenplätze zugedacht, die durch einen rot ausgeschlagenen Rücksitz gekennzeichnet waren. Und neben einem solchen Sitz waren Schaje und seiner Frau Plätze reserviert. Schaje hatte sich mit seiner Gattin rechtzeitig eingefunden. Er kam sich in seinem langen, schwarzen Rock und mit seinem turmhohen Zylinder wie ein bedeutender Mann vor, als er sich neben dem Gabbe sitzen sah. Das schmeichelte seinem Ehrgeiz, und er hatte die Ärgernisse der letzten Tage vergessen. Rachele saß neben ihrem Gatten in ihrem schönsten Seiden-Staat, auf dem Kopf eine neue Haarhaube mit blauen Bändern. Vor

ihrem Sitz lag ein antikes Spitzentuch, das sie bei etwaigen Rührszenen gleich zur Hand haben wollte. Schaje ließ zwischen den Fingern, die ein uralter Siegelring schmückte, seine silberne Tabakdose spielen. Der Theaterraum wurde allmählich zum Erdrücken voll, in den hinteren Reihen standen die Schulkinder Kopf an Kopf. Vor der Bühne befand sich ein „Orchester“, das aus einem Geiger und einem Flötenspieler bestand. Das Klingelzeichen ertönte, und das Orchester begann eine muntere Weise zu spielen. Doch Schaje konnte an der Vergnügtheit nicht teilnehmen. Im Gegenteil, er fühlte sich recht unbehaglich; er hätte laut aufschreien mögen, wenn auch die Szene dadurch gestört würde. Der Held hatte sich etwas unwirsch in Schajes Plüschsessel geworfen, dass die Federn hörbar klirrten. Schaje konnte nicht mehr an sich halten, denn er glaubte vor Erregung einen Schlaganfall erleiden zu müssen; er platzte daher heraus: „Rachele komm, komm, ich kann das nicht mehr mit ansehen, wie die meschuggenen Bocherim mit meine Möbel umgehn.“ Dabei hatte er sich von seinem Sitz erhoben und zog Rachele heftig am Arm. „Niedersetzen! Sitzen bleiben!“ ertönte es von den hinteren Reihen, und das Publikum nahm dem Störenfried gegenüber

eine drohende Haltung ein. Schaje aber ließ sich nicht einschüchtern und schrie in die Menge, während er auf die Bühne wies: „Lasst ihr euch eure Möbel ruinieren und euer Geschirr zerbrechen, ich hab schon genug Ärger von dem Purimspiel gehabt“ — weiter konnte er nicht, denn von den hinteren Bänken wurde sogleich ein Bombardement mit Papierschnitzeln und allerlei Obstresten auf Schaje veranstaltet. Währenddessen konnte er sich noch rechtzeitig mit Rachele, die er mehr trug als stützte, in Sicherheit bringen. Nachdem das Spiel zu Ende war, musste unter rauschendem Beifall der begeisterten Menge der rote Vorhang unzählige Mal wieder aufgehen. Dem Verfasser, Arrangeur und Akteur Schmul Meier wurde ein donnerndes Bravo zugerufen, und stolz wie ein Sieger verschwand er hinter den „Kulissen“.

Die Menge drängte zur Tür hinaus, denn die meisten wollten sich noch rasch in ihre Maskerade werfen, die zu ersinnen ihnen schon viele Wochen vor Purim schlaflose Nächte bereitet hatte.

In allen Häusern war die Freude des Festes eingekehrt, aus allen Fenstern flimmerten die strahlenden Kerzen und die Lichter der siebenzackigen Öl-Menaure. Bei den Bevorzugten des Glücks waren

reiche Tafeln aufgestellt, zu denen die Masken ohne Unterschied des Standes und Ranges freien Zutritt hatten. Nur beim Vetter Schaje schien die Freude nicht eingekehrt zu sein, denn die Aufregung des heutigen Abend hatte ihm jede Fröhlichkeit genommen. Dann war es auch der Gedanke an Salmele, der die trübe Stimmung noch vergrößerte. In der Eckstube brannte nur ein kleines Öllämpchen, bei dessen mattem Schein Schaje die „Megilias Esther“ noch durchflog. Rachele lag bereits im Bett, denn sie war froh, wenn sie den Krückstock aus der Hand legen konnte. Als Schaje am Ende seiner Lektüre bei dem schmachvollen Untergang des Perserberaters Haman angelangt war, sprang er von seinem Sitz auf und rief: „Haman ist in mein „Scholem bajiß (friedlich Heim) gezogen, der mir mein Leben verbittert; dieser Schmul Meier, heute noch muss er ausziehen, denn er ist an allem schuld! Hierauf setzte er sich scheinbar beruhigt an Racheles Bett, und sie fingen an von Salmele zu sprechen, und wie es so unrecht von ihm sei, dass er gar nichts von sich hören lässt, oder gar — — diesen Gedanken wollten sie nicht ausdenken. „Er wird wiederkommen,“ tröstete Rachele ihren Mann, und sie zerdrückte sich die Tränen an ihrer Wange.

Draußen in der Gasse begann ein reges Treiben der vergnügten Masken, die von Haus zu Haus mit wüstem Lärmen zogen. Schaje hatte sich eben daran gemacht, die zur Neige gehende Flamme im Lämpchen durch Zugießen von Öl wieder aufzurichten. In diesem Augenblick pochte es draußen an der Tür. Schaje hatte das Licht zurecht gemacht, und neubelebt zuckte das Flämmchen zur Decke empor. Das Pochen hatte sich indes wiederholt, doch Schaje zögerte noch immer zu öffnen, denn er wusste ja, was die Ausgelassenheit der jugendlichen Masken alles imstand war, und er hütete sich vor erneuter Aufregung. Das Klopfen ließ aber nicht nach, Schaje fasste sich ein Herz und öffnete. „Simchas Purim“ (freudiges Purimfest), rief's ihm mit verstellter Stimme entgegen, und herein trat ein alter Mann in langem, weißen Talar, mit silberschimmerndem Haupt- und Barthaar, das Gesicht mit einer Larve bedeckt. „Ihr kennt mich nicht. Vetter?“ setzte die Maske fort, „ich bin Elija Hanowi (Prophet Elija), und komme aus fernem Land, ich bringe euch Grüße von eurem Salmele.“ Bei diesen letzten Worten richtete sich Rachele im Bett langsam auf, und Schaje, der die Hand des Fremdlings ergriffen hatte, wich scheu zurück, trotzdem er wusste, dass alles nur

Komödie war. Schaje ging, wie üblich, auf den Scherz ein, bot dem vermeintlichen Propheten einen Stuhl an und bemerkte: „Lieber Nowi (Prophet), da ihr doch einen so weiten Weg übers Wasser gemacht, seid ihr gewiss müde und hungrig, ich hab zwar nur wenig zum Purim vorbereitet, aber ich denke, ihr werdet satt werden.“ Während dessen hatte Schaje dem Gast einiges vorgesetzt. Der Fremde betrachtete die Speisen, die ihm verlockend schienen, und mit den Worten: „Erlaubt Vetter, dass ich die Larve abnehme, denn wenn ich auch ein Nowi bin, so kann ich doch mit dieser Maskerade nicht essen,“ richtete er sich hoch auf. Der scheinbar gebückte Greis ward auf einmal schlank wie eine Tanne, und unter der Larve kam ein wettergebräuntes Gesicht mit einem Paar funkelnder Augen zum Vorschein. Schaje stand regungslos ob dieser plötzlichen Wandlung, und die Stube schien sich um ihn zu drehen, während Rachele zitternd vor Erregung in ihrem Bette saß. „Kennt ihr mich nicht mehr, Vater? ich bin’s doch, euer Salmele!“ rief der nun demaskierte Gast. Tränenden Auges stürzte Salmele an des Vaters Brust.

Schaje überließ den Sohn nunmehr der Mutter und war ans Fenster geeilt. Er sah das Wogen der fröhlichen Menschen auf

der Gasse. Laut rief er hinaus, dass nach vielen Jahren wieder bei ihm „Simchas Purim“ eingekehrt sei, denn Salmele sei wieder ins Vaterhaus zurückgekommen.

Und herein strömten die Mädchen und Jünglinge, den Heimgekehrten zu begrüßen, und wie im Traum zogen die Bilder seiner Kinderjahre vor seinem Auge vorüber, und im Innern gelobte er sich, treu an dem heimatlichen Herd festzuhalten.

Itzigls Barmizwah*)

In der letzten Woche ging es im Haus Reb Elijes ziemlich aufgeregt zu. Der Älteste der Eheleute sollte Schabbes Bar-Mizwah werden. Man wollte den Tag besonders festlich begehen, weil der Abschied Itzigls mitgefeiert werden sollte, denn er ging am Tag darauf in die Fremde, in eine andere Jeschiwoh (Kolleg f. talm. Stud.). Reb Elije hatte dem Schammes (Tempeldiener) bereits eine Liste der einzuladenden Personen übergeben, und dieser sollte die Einladungen persönlich bestellen. Elije hatte sich seine Liste zurechtgelegt, desgleichen seine Frau Rifke. Sowie das Ehepaar häufig nicht übereinstimmen konnte, so disharmonierten auch die beiden Listen. Rifke gehörte von ihrer Mädchenzeit her einer besseren Gesellschaftsklasse an als ihr Mann, der in seinem Beruf als Schankwirt, Freunde ganz anderen Schlages herangezogen hatte. Der eine war Feiwel der Krämer, der andere Jankel der Schuster, der dritte wieder der biedere Schneidermeister Meyer Hersch; alles ganz ehrbare Baalbatim, die sich aber nur in den untersten Kreisen bewegten. Reb Elije war ihnen aber verpflichtet, da, wie es eben bei Geschäftsleuten vorkommt, man hier und

*) Konfirmation.

da kleine Gefälligkeiten braucht und man gute Nachbarn und Kunden zugleich nicht beiseiteschieben kann. Itzigl war ja der Liebling der ganzen Nachbarschaft, da er ein aufgeweckter Junge und „wohler Lerner“ war. Seine Gönner durften daher beim Fest nicht fehlen.

Als nun Frau Rifke die Liste ihres Mannes durchflog, hatte sich eine unbezwingbare Erregung ihrer bemächtigt. Sie konnte nicht mehr an sich halten: „Was, den Schneider Meyer Hersch mit seinen drei Mädels und zwei Jungens hast du auch eingeladen? schrecklich! Was seh ich? des Krämers Berl und Notel, diese Gassenjungens sollen auch unsere Gäste sein! diese Schegozim (Rangen) mit ihren gojischen (gewöhnlichen) Redensarten, die Schusterin Janklin mit ihren vier unmanierlichen Mädels, es ist unerhört! Du hast doch den Schammes noch nicht fortgeschickt?“ fragte Rifke entsetzt. „Ich hab ihm die Liste schon gegeben, ich hab es so für gut gehalten, ohne dich früher zu fragen; ich hab dir die Liste nur wegen der Personenzahl nochmal gezeigt, damit du dich danach einrichtest,“ entgegnete Reb Elije in scheinbar ruhigem Ton. „Lemaan haschem! (Warum o Gott!) mir wird übel! meine Möbel, meine Vorhäng’, alles werden sie mir ruinieren — ein Glas Wasser —

ich erstick', kann ich das für möglich halten!“ rief Frau Rifke.

„Ich begreif' deine Aufregung nicht. Sind dir meine Freunde als Kunden recht, so müssen sie dir auch als Gäste angenehm sein,“ erwiderte Reb Elije.

„Gut, mir ist's recht,“ beruhigte sich Frau Rifke; „hast du wenigstens die Leute noch nicht eingeladen, die ich notierte?“ forschte sie weiter.

„Ewadde (gewiss), auch die hab ich eingeladen. Warum sollten denn die eine Ausnahme machen, weil es deine Chawertes (Freundinnen) sind und Krowim (Verwandte) zwanzigsten Grades, die mir noch nicht einen Groschen Nutzen zukommen ließen? ihren Wein kaufen sie dort, wo der Stöpsel mit Silberpapier verdeckt und der Preis deshalb teurer, wenn die Sorte auch noch so geringerer ist, als der von meinem Keller!“ lärmte Reb Elije, wobei er mit der Hand auf den Schanktisch schlug, dass ein Glastrichter zu Boden fiel und in Stücke zerbrach.

„Man kann doch nicht von jedem Nutzen ziehen wollen! Es sind meine lieben Freundinnen, und das ist Grund genug, wenn ich besorgt bin, dass sie in eine Gesellschaft geraten könnten, die für sie nicht passt. Ich bin ganz mewulbel! (wirr) warum

hast du aber auch den Schammes schon fortgeschickt! Es wäre mir lieber gewesen, meine Leute gar nicht einzuladen, als sie in die Gesellschaft vom Krämer, Schneider und Schuster zu bringen. Ich kann's gar nicht ausdenken, die Roschhakohol'te (Gemeindevorsteherin) in Gesellschaft der Jankel Schusterin, die Doktorin, meine Freundin Lea, die fünf fremde Sprachen red't und schreibt als Gegenüber von dem Krämer Feiwel. Was du alles anricht'st, ist noch nicht dagewesen!“ lamentierte Frau Rifke, indem sie in der Schankstube heftig auf- und abschnitt.

Reb Elije hatte sich bereits in die hinteren Räumlichkeiten gedrückt, denn er kannte seinen Jähzorn, und damit ihn dieser nicht erfassen möge, hatte er lieber den Kriegsschauplatz verlassen. Nichts ärgerte ihn mehr, als der zerbrochene Glastrichter, den er erst vor einigen Tagen gekauft hatte.

Frau Rifke hatte sich allmählich beruhigt, indem sie in einem unbewachten Moment noch rasch zwei Geldstücke aus der Ladenkasse nahm, um mit diesen das Barmizwahfest umso üppiger mit Näschereien auszustatten. Sie entfernte sich stumm aus der Schankstube, und als sich das Gewitter verzogen hatte, erschien Elije wieder

auf der Bildfläche. Er überlegte, ob er seiner Frau wirklich nicht unrecht getan; er hätte sie früher fragen sollen, wen er einladen solle und wen nicht. Geschehen aber war geschehen. Dem Schammes hatte er ja die Liste bereits vormittags übergeben, damit er die Gäste einlade. Die Gäste mussten also größtenteils schon benachrichtigt sein. Diese Gedanken beschäftigten Reb Elije, bis die Schankstube mit Gästen gefüllt war, so dass er im Drang der Geschäfte den ganzen Auftritt vergaß. Die Tage verstrichen, Frau Rifke sprach zwei Tage lang nichts mit ihrem Mann, dann machte sie doch Versöhnungsversuche, damit am Tag des Festes alles wieder in ungetrübtem Licht erscheine. Solche Vorkommnisse waren bei den Eheleuten nicht selten. Einen Tag vor dem großen Familienfest war alles vergeben und vergessen. Frau Rifke hatte sich schon im Geist mit dem Arrangement der Plätze beschäftigt, und schließlich dachte sie bei sich, bei einem Barmizwahfest wird ja nicht philosophiert, sondern nur von der schönen Drosche (Rede) des Konfirmanden, von den Geschenken und vom guten Verlauf des Festes gesprochen; da wird ihr die Frau Jankel Schusterin keine Schande machen, und der Schneider wird seinen Jungens sicher die

besten Anzüge geben. Es war alles im schönsten Gange. Die Kindlach (Gebäck) und der Fladen gerieten, wie nicht anders zu erwarten, vorzüglich, und alle anderen Näschereien waren in reichstem Maße vor, bereitet, damit Frau Rifke ja nicht ins Gerede kommen solle. Vor der Schusterin fürchtete sie sich besonders.

Der große Tag war herangekommen, ein sonniger Schabbestag war Itzigl zur Barmizwah bescheert.

Reb Elije führte sein Itzigl stolz in die Schul, und hatte schon am Tag zuvor für ihn heim Gabbe „Maftir“ (Schlussabschnitt der Thora-Vorlesung) gekauft, damit ihm heute ja keiner zuvorkomme. Klopfenden Herzens stand Itzigl an seinem Platz, sich die Haftorah (Gebetform) im Geist wiederholend, damit ihm ja nichts passiere, wenn er oben am Al Memor (Gebetpult) steht und alle Augen auf ihn gerichtet sind. Die Andächtigen waren ganz erstaunt als sie Itzigl die Broche (Segensspruch) über's Sefar (Thora) machen hörten, denn seine Barmizwah war nur den Wenigsten bekannt. Es ging alles prächtig vonstatten und man war voll des Lobes über den freudestrahlenden Jüngling, mit welchem richtigen Nign (Ton) er die Haftorah hersagte. Ein kräftiges Jejascher Kauach (Beifallsbezeugung)

tönte Itzigl von allen Seiten entgegen. Nach dem Gottesdienst verließ Reb Elije vergnügt, Itzigl an der Hand, die Schul.

Um ein Uhr sollte das Barmitzwamahl beginnen, so lautete die Ansage. Die Tafel war schon gedeckt, und mehrere Blumensträuße schmückten den Tisch. So verstrich die Zeit, die schon nahe an halb ein Uhr rückte. Noch immer waren keine Gäste eingetroffen, vielleicht wollte niemand zu früh kommen. Es wurde ein Uhr, noch immer kamen die Gäste nicht. Sollte die Uhr nicht richtig gehen, die an der Wand hing? Reb Elije sah auf seine Taschenuhr „fünf Minuten nach ein Uhr,“ ertönte es aus seinem Munde zum Entsetzen Rifkes. Itzigls Großeltern, die inzwischen eingetroffen waren, traten ans Fenster, vielleicht erblickten sie einige geladenen Gäste. Frau Rifke ging zur Eingangstür, um diese zu öffnen, vielleicht, dass die Türklinke versagt hatte; doch diese funktionierte ganz richtig und vor der Tür standen keine Gäste. Indes wurde es halb zwei Uhr. Reb Elije hatte sich mit finsterner Miene und gefalteter Stirn in den großen Lehnstuhl geworfen. Etwas schien ihm durch den Kopf zu gehen. „Ich komm gleich,“ stieß er plötzlich hervor, sprang von seinem Sitz auf, „ich sehe nur nach der Schankstube,“ und schon war er

die Treppe hinuntergeeilt. Hier waren seine ersten Worte an den zufällig unten sitzenden Schammes gerichtet; er rief ihn in eine Ecke: „Leeb,“ begann er, „du hast doch die Leute alle eingeladen die aufgeschrieben waren, die ich dir am Montag begeben?“ Der Schammes zitterte am ganzen Körper, er wurde aschfahl im Gesicht und konnte nur mühevoll hervorbringen, dass er die Liste heute in seinem andern Rock den er Montag anhatte, noch vorfand. Er wollte gerade fragen, ob er denn jetzt noch die Leute einladen sollte damit langte er einen zerknüllten Bogen Papier aus seiner Tasche und überreichte diesen dem vor Zorn bebenden Reb Elije. Dieser riss dem verdutzt dreinschauenden Schammes die Liste hastig aus der Hand und eilte lautlos aus der Schankstube hinauf in die Festräume.

Hier war man schon tüchtig an den Kuchen und an die Fische geschritten und die Gläser schäumten von perlendem Wein. Die Tafel war so ziemlich besetzt. Um dies zu bewerkstelligen, hatte Frau Rifke rasch einige Wohnungsnachbarn und deren Kinder eingeladen. um Itzigls Barmizwah nicht gestört zu wissen. Reb Elije stürmte mit dem Bogen Papier in der Hand herein, seine Frau ihm freudig entgegen, damit die Ersatzgäste nichts von dem Einladungsfiasko

erfahren. Sie hatte alles erraten und warf die Liste unbemerkt in die Ecke. Reb Elije hatte nun auch seinen Platz eingenommen, neben dem sich der Row (Rabbiner) eingefunden hatte, und man war fröhlich und guter Dinge.

Währenddessen wurde sich der Schammes, der für kurze Zeit einen lichten Moment hatte, seine Pflichtvergessenheit bewusst, und er wollte das Geschehene wieder gut machen. Er ging daher von Haus zu Haus, lud jung und alt, groß und klein, kurz, wer ihm gerade über den Weg kam, zu Itzgels Barmizwahmal ein. Wie erstaunt waren die Festgeber, als ein Menschenstrom die Stuben alsbald füllte, und sie konnten sich den Zusammenhang nicht erklären, denn ungeladen käme doch niemand. Die Tür stand nicht still, es war ein Kommen und Gehen. Die so spät Geladenen wussten, dass da wieder eine Unkorrektheit des schickeren (betrunkenen) Schammes vorliegen musste, denn sie fanden keinen Platz, wechselten daher nur wenige Worte mit dem Hausherrn und waren wieder gegangen.

Der Row (Rabbiner) Reb Salme hielt soeben eine längere Ansprache an den Jüngling, als Leeb der Schammes mit Gepolter in die Stube trat und meldete, dass er nun alle Leute der Gasse geladen hätte; die

bis jetzt noch nicht da wären, würden noch kommen. Die Anwesenden konnten sich nicht beherrschen ob dieser drastischen Meldung, sie stimmten in ein allgemeines Gelächter ein. Der Row musste seine Rede unterbrechen. Reb Elije warf dem Schammes wütende Blicke zu und schob ihn zur Tür hinaus. Der Row beendete nunmehr seine Rede. Hierauf ergriff Itzigl das Wort und begann seine Drosche, die man mit Spannung anhörte, denn der junge Mann hatte sich den Text selbst zurechtgelegt. Der Hauptpunkt der Rede gipfelte darin, dass jeder strebsame junge Mensch nicht an der Scholle kleben dürfe, sondern hinaus in die Welt müsse, um die Menschen kennen zu lernen, denn nur im Erkennen dieser liege der Grundstock aller Wissenschaften. Doch dürfe man sich nie in den festen Grundsätzen seines Glaubens erschüttern lassen und stets an den alten Traditionen mit inniger Liebe hängen. Heiße Tränen rannen den überglücklichen Eltern über die Wangen, kein Auge blieb trocken. Der Row sprach dem Jüngling seine Anerkennung aus und beglückwünschte die freudig bewegten Eltern, denen der Gedanke an den Abschied ihres Itzigl umso schwerer wurde. Doch was wollten sie tun! Der Junge hatte es sich in den Kopf gesetzt, und sie wollten

ihn in seinem Streben nicht hinderlich sein. Bis zum Minchagebet (Vor-Abendgebet) blieb die Gesellschaft beisammen, dann ging man zusammen in Schul. Als nach dem Maariwgebet (Abendgebet) Reb Elije Hawdala (Segenspruch) machte, und Itzigl ihm zum letzten Mal, wie es ihm schien, das geflochtene Hawdalalicht hielt, überkam ihn eine ganz eigentümliche Stimmung. Es war ihm, als ob er Itzigl nicht mehr sehen sollte, und der Gedanke drückte ihm schier das Herz ab. Nach dieser Zeremonie setzte sich Reb Elije in seinen Lehnstuhl, sang halblaut vor sich hin, und Itzigl stimmte mit ein. Rifke bereitete dem jugendlichen Wanderer indes alles zur Reise vor. Ein kleines Bündel mit Wäsche und ein Beutel, der Tallis und Tefillin (Gebettuch und Riemen) enthielt, war das ganze Gepäck Itzigls: etwas Zehrung für den Weg lag in einer Holzschachtel neben dem Bündelchen

Nach einer für Reb Elije schlaflosen Nacht brach der Morgen an. Itzigl hatte auch kein Auge zugetan, denn die bevorstehende Trennung von den Eltern und Geschwistern war ihm doch nicht leicht. Rifke war viel gefasster als ihr Mann, sie redete ihm jede Besorgnis um Itzigl aus und meinte: „Um den Jung hab ich keine Sorge; der kommt schon leicht durch die Welt, er

hat einen festen und guten Charakter und haschem jißborach (Gott, gelobt sei er) wird ihn nur gute Wege leiten.“ Diese beruhigenden Worte stärkten Reb Elije einigermaßen. Er ging an der Seite Itzigls zum Postwagen. Reb Elije benschte (segnete) seinen Sohn nochmals, und schluchzend gab er ihm das Jeworechecho (Segensspruch) mit. Nach herzlichen Liebkosungen von Eltern und Geschwistern bestieg Itzigl den Wagen. Das Horn des Postillons ertönte, die Pferde zogen mit kräftigem Ruck an, und Itzigl fuhr hinaus in die weite Welt. Er lüftete noch einige Mal sein Mützchen, und wie festgebannt blieb Elije an der Stelle stehn, wo Itzigl eingestiegen, bis der Wagen seinen Augen entschwunden war. Dann raffte er sich wieder auf, und mit den Worten: „Es soll in Gottes Namen sein,“ eilte er nach Haus.

Vierzig Jahre waren verstrichen. Itzigl hatte anfangs, als er in der Jeschiwo bei Reb Akiba Eger war, häufig von sich hören lassen. Dann waren die Nachrichten von ihm gänzlich ausgeblieben. Es kamen stürmische politische Zeiten. Der Postverkehr hatte vielleicht Unterbrechung erlitten, denn

Itzigl erwähnte in einem seiner letzten Schreiben, dass er nach Russisch-Polen gehe, wo er von einer bedeutenden Jeschiwoh Kenntnis erlangt hatte und wohin ihn ein begüterter Freund mitnehmen will. Reb Elije nahm sich das Ausbleiben der Nachrichten von seinem Itzigl anfangs sehr zu Herzen, doch beugte er sich allmählich der Fügung des Schicksals. Die anderen Kinder, die indes herangewachsen waren, verliehen ihm Trost, denn Itzigl glaubte er, sei nicht mehr unter den Lebenden. Reb Elije begann eines Winters zu kränkeln, und noch ehe der Frühling ins Land gezogen war, hatte er, umgeben von den Seinen, mit dem Seufzer: „Itzigl, was hast du mir angetan“, seine Seele ausgehaucht. Rifke, die noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, ihr Itzigl wiederzusehen, saß mit ihren Kindern Schiwe (7 Tage zum Zeichen der Trauer an der Erde sitzen). Ihre Jacke war an der linken Seite eingerissen. (Zeichen der Trauer.) Neben ihr saßen ihr zweiter Sohn Schije und ihre Tochter Elle die beide schon Kinder hatten.

Die Minjenleute (Gebetleute) hatten sich gerade nach dem Morgengebet entfernt und ein Mann von der Chewre (Brüderverein), saß und lernte Mischnajis (talmudist. Lehrbuch), als eine Kutsche vor

dem Haus hielt. Ein kräftiger Mann in den besten Jahren, das Antlitz umrahmt von einem graumelierten Bart, entstieg dem Wagen. Die Kleidung des Mannes wich von der der Leute des Ghetto ab, denn er trug eine lange schwarze Seidenschubitze (Mantel), und auf dem Kopf hatte er ein Stramel (pelzverbrämte Sammetmütze).

Rifke richtete sich von ihrem Sitz auf und blickte zum Fenster hinaus. Der Kutscher war mit dem Abladen des umfangreichen Gepäcks beschäftigt. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Fremde blieb wie versteinert stehen. Er rang nach Worten; nur mühsam konnte er das eine: „Mutter“ hervorbringen, dann wankte er, von Erregung übermannt, zu einem Stuhl, wo er niedersank. Rifke blieb regungslos auf ihrem Schemel sitzen; Leichenblässe überzog ihr zuckendes Antlitz. Sie kämpfte mit einer Ohnmacht, so dass die Anwesenden Mühe hatten, sie ein wenig aufzumuntern. Itzigl fiel, nachdem er sich von der ersten Erregung erholt hatte, zuerst der Mutter und dann den Geschwistern um den Hals und weinte unaufhaltsame Tränen. Dann legte er den Überrock ab, nahm sein Messer aus der Tasche und schnitt in seinen Leibrock ein Loch ein, das er dann mit der Hand weiterriss. Er zog die schweren Reise-

stiefel aus und setzte sich auf eines der umherstehenden Fußbänkchen. Er weilte jetzt im Geist bei seinem Vater.

Itzig erzählte hierauf, wie es ihm während der vierzig Jahre ergangen und dass er ein vermögender Mann geworden.

Aufmerksam hörten ihm die Seinen zu; doch während er erzählte, fing Rifke am ganzen Körper an zu zittern. Man legte sie ins Bett und bemühte sich um sie, der Chewremann (Vereinsmann) war schnell nach dem Doktor gelaufen. Rifke wehrte jede Hilfe ab: „Lasst mich ruhig sterben, liebe Kinder, lasst mich zu eurem Vater gehn; mein Ziel ist erreicht, mein Itzigl hab ich gesehn, mehr will ich nicht, nun kann ich gehn. Und als ob ein Engel seine Fittiche über das Bett der Greisin gebreitet hatte, so lag Rifke mit friedlichem Lächeln; sie hatte mit Freuden den Erlöser aus irdischer Pein herbeigesehnt, der nicht lange auf sich warten ließ, und mit den Worten: „schaddai rachamim! (Gott, barmherziger) Elije, ich komm zu dir,“ flog die Mutterseele zu lichten Höhen hinauf, wo nur die Liebe wohnt. „Schma Jisroel!“ (Höre Israel!) schrie Itzigl und drückte der Mutter die Augen zu.

Der Bocher*) Meier.

Der letzte Rest der Feuerung war bereits aufgezehrt, und der Bocher Meier Breiter hatte sich vergeblich bemüht, aus der kahlen Küche seiner Wirtin noch etwas Nahrung für die ersterbenden Flammen in dem kleinen eisernen Ofen herbeizuschaffen. Die Eisblumen an den Fensterscheiben, die Meiers Thermometer bildeten, schienen sich nicht in Wohlgefallen auflösen zu wollen, denn der Winter hatte sich in ganzer Strenge eingestellt. Meier Bocher, suchte alle Winkel und Nischen seines ärmlichen Stübchens ab, um etwas Verbrennbares zu entdecken. Es glückte ihm nicht. Er musste sich ins Unvermeidliche fügen und frieren. Dazu knurrte noch sein Magen, dass er vor Hunger beinahe die Kälte vergaß. Die kleine Schwarzwälder Uhr an der Wand zeigte die elfte Stunde an. Noch eine Stunde, und es sollte seinem Magen wenigstens die nötige Speisung zuteilwerden. Denn wenn er sich auch bei Reb Eisig Mokemgeher während Einnahme der Mahlzeit ein wenig erwärmen konnte, so reichte diese Wärme doch nicht für den ganzen Tag aus. Wenn er bei Reb Eisig ein üppiges Diner erhalten hätte, so würde ihn der Frost in seiner Stube weniger

*) Talmudstudierender.

geplagt haben. Doch auch das war heute nicht der Fall, denn bei Reb Eisig hatte Meier den schlechtesten Kosttag. War es Zufall oder Absicht: immer an dem Tag, an dem Meier bei Eisig speiste, gab es saure Bohnen. Schon bei dem Gedanken an diese ging es Meier eiskalt über den Rücken, denn wenn er schon, der Not gehorchend, so manches in der Fremde essen gelernt, was er als verhätscheltes einziges Söhnchen an der Mutter Tisch verschmäht hatte, so bildeten die sauren Bohnen, die Meier bei Reb Eisig stets vorgesetzt wurden, noch immer eine unüberwindliche Abneigung für den armen Bocher.

Nachdem Meier alle Räume und Behälter ohne Erfolg durchsucht hatte, setzte er sich wieder an einen dicken Band Gemore (Talmud) und hüllte seine steifgewordenen Beine in eine Steppdecke, die er vom Bett genommen. Den Kopf in beide Hände gestützt, versuchte Meier sich in den Geist des vor ihm liegenden Buches zu vertiefen, das ihm nunmehr die in der Stube mangelnde Wärme ersetzt zu haben schien, denn er brummte im eigentümlichen Ton des Lernens vor sich hin. Meier hielt es aber nicht lange bei seinem Studium aus, denn der Körper gewann die Übermacht über den Geist. Er stand von seinem Sitz auf,

setzte sich seine mit kahlen Stellen übersäte Pelzmütze auf und schickte sich zum Gehen an. Er dachte, wenn es auch erst halb zwölf Uhr ist, so wolle er doch zu Reb Eisig gehen und sich wärmen, bis das Mittagessen fertig sein würde. Eisigs Frau Jachedl unterhielt sich immer gern mit ihm, da wollte er die Gelegenheit benutzen, um seinen erstarrten Körper für den Rest des Tages wieder mit genügender Wärme zu versehen.

An jedem fünfzehnten eines Monats bekam Meier von seiner verheirateten Schwester, die auch nicht mit Glücksgütern gesegnet war, einen kleinen Geldbetrag geschickt. Heute war aber schon der Siebzehnte, und noch immer war vom Postboten keine Spur. Nicht die arge Verlegenheit, in die Meier, der mit seinem kärglichen Einkommen auf die Stunde alles berechnet hatte, durch diese Verzögerung geraten war, drückte ihn nieder, sondern die Besorgnis, dass irgendein Unheil die Seinen betroffen haben könnte. Der einzige Gedanke, der ihm Trost verlieh, war: die Unbilden des strengen Winters trugen allein an dem Ausbleiben eines Schreibens schuld. Während dem jungen Mann dies alles durchs Gehirn ging, kam Meiers Quartiersfrau, die Babe Tolze, wie man sie allgemein bezeichnete, zur Tür hereingehumpelt, und mit den Worten:

„Seien Sie mauchel (Verzeihen Sie) Reb Meier, ich hätt' eine Frag' an Sie“, kam sie näher an Meier heran. „Mein Feiwelleben, im Gan-Eden (Paradies) soll er ruhn, hat immer gesagt, er hat das nämlich in ein deutsch Buch gelesen, dass sechs Weiber zusammen nicht so viel Sechel (Verstand) im Mauach (Kopf) haben, als der dümmste Mann; ich weiß nicht, ob er recht gehabt hat, aber ich hab' ihm alles immer geglaubt, denn er hat eine große Belesenheit in die deutschen Bücher gehabt. Also, was meine Frag' anbelangt, ist die, Sie lernen doch Gemore und Mischnajis und weiß ich, was es alles für Seformim (Bücher) noch gibt, von die ich noch nichts gehört hab', aber sagen Sie mir, guter Reb Meier, steht denn da nirgends in so ein Sefer (Buch) drinn, warum der heurige Winter so streng ist — ich hab schon kein Holz mehr in der Kammer es ist in dem Jahr etwas eine Gesere (Plage) ausgegangen auf uns sündige Menschen“. Tolze wollte noch weiter philosophieren; aber Meier, der trotz seines bekümmerten Herzens das Lachen nicht verbeißen konnte, wandte sich zum Gehen und sagte zu, dass er Nachmittag im Schiurzimmer (Lehrzimmer) alle diesbezüglichen Spezialwerke durchsehen wolle. „Wie der Bocher nur in dieser Kälte da sitzen kann und schasern

(wiederholen)! Was der eigentlich werden will, weiß ich nicht, zu einem Row (Rabbiner) wachst ihm etwas gar kein Bart und zu e Chasen (Vorsänger) hat er keine Stimm, vielleicht versteh ich's nicht, brummte Tolze in sich hinein und humpelte wieder zur Tür hinaus. Meier war indessen in die untere Gasse gegangen und in Reb Eisigs Haus eingetreten, wo er im Hof den Balbos (Hausherrn) antraf, wie er eben das Eis vom zugefrorenen Brunnen aufhackte. „Guten Tag, Reb Eisig,“ begrüßte der Bocher seinen heutigen Kostherrn. Dieser sah Meier verwundert an. Mit den Worten: „E gut Jahr! Was, schon zwölf Uhr?“ legte Eisig seine Spitzhacke fort und reichte dem Bocher die vor Kälte erstarrte Hand. Verlegen antwortete Meier, dass er nicht genau wisse, wie spät es sei, da seine Wanduhr stehen geblieben. „Das macht ja nichts, vielleicht hat mein Jachedl das Essen schon fertig, kommen Sie nur herein!“ Dabei schob Reb Eisig den Bocher gastbereit in die Stube. Meier tat es ordentlich wohl, als er in das erwärmte Zimmer eingetreten war und streckte seine Glieder mit Behagen in dem ihm angebotenen Lehnstuhl. „Nu, Herr Breiter, wie geht es Ihnen, halten Sie schon weit in der Gemore? Von einem Donnerstag auf den anderen freu ich mich,

Sie an mein Tisch zu sehen; wenn Sie auch bei mir ka so feine Kost wie bei Reb Elije Wolffenstein haben, so können Sie doch sicher sein, dass jener Ihnen keinen solchen Kowed (Ehre) auftut. wie ich und mein Jachedl,“ fing Eisig das Gespräch an. — Meier hätte dem Reb Eisig gern seine Beschwerden wegen der sauren Bohnen vorgebracht, aber der Anstand verbot es ihm. Reb Eisig sprach dann weiter, von der dieswöchentlichen Sedre (Wochen abschnitt), dann kam er auf den Umstand zu sprechen, warum merkwürdiger Weise die Jeschiwoh an Zahl der Bocherim immer mehr verliere, er erinnerte sich, dass zu seinen Zeiten diese nahezu achtzig zählte, während gegenwärtig kaum die Hälfte in der Kehille (Gemeinde) sind. Diese Anspielung löste Meier die Zunge, und in erschöpfender Weise machte er dem Reb Eisig klar, woran das lag. Reb Eisig schüttelte nach dem Vernommenen sein Haupt und meinte, „ja. ja, mein lieber Breiter, die „Jüdischlichkeit“ lässt leider stark nach, es will keiner mehr Iwre (hebräisch) lernen, es will keiner mehr sein Herz zu Gott auslassen, keiner will ihm mehr dienen, es sind baawaunauseinu horabim (Gott sei's geklagt) traurige Zeiten für unser Am (Volk) gekommen, wer weiß, was der Szof (Ende) sein wird.“

Während sie so debattierten, kam Frau Jachedl mit verzweifelter Miene in die Stube. „So e Schlimm Masel“ (Unglück) rief sie, eine Stund steh ich schon beim Herd und bring kein Feuer zusamm’, ich seh schon, es wird heut nichts mit dem Essen und grad heut, wo unser Breiterleben sein Kosttag hat,“ dabei nickte sie dem Jüngling freundlich zu. Eine leichte Röte überzog das Gesicht des jungen Mannes; er kämpfte mit sich, ob er jede weitere Bemühung der Frau Jachedl, ein Feuer anzumachen, dankend ablehnen oder ob er irgendwelche Wünsche laut werden lassen sollte. Reb Eisig aber beschwichtigte seine Gattin. „Weißt du was, Jachedleben? mach eine ausgiebige Eierspeis auf dem Spirituskocher; nicht wahr, Breiter, Sie sind doch zufrieden mit mein Vorschlag?“ Wie eine Zentnerlast fiel es dem Bocher von der Brust. Meier nickte bejahend, und im Geist dankte er der gütigen Vorsehung für die Fügung.

Als Meier nach dem Essen auf dem Weg nach seiner Wohnung war, kam ihm der Briefträger schon entgegen und hielt einen Brief für ihn in der Hand. Meiers Herz pochte heftig, als er des Boten ansichtig wurde, denn die verspätete Sendung seiner Schwester machte ihn auf Unerfreuliches gefasst. Er erbrach hastig das Schreiben.

Dabei fiel etwas zur Erde, was er in der Erregung nicht bemerkt hatte und ihm ein Junge nachbrachte. Es war eine Geldnote. Krampfhaft erfasste er den Schein und vergaß, dem Kleinen zu danken, denn der Inhalt des Schreibens hatte ihn tief erregt. Schon beim Anblick der Schriftzüge, die nicht von der Hand der Schwester herrührten, war er kreidebleich geworden. Wie von jemand verfolgt, war er die Gasse hinaufgeeilt, um sein Stübchen rasch zu erreichen und sich allein dem Schmerz hingeben zu können. Seine Schwester war krank, und das Schreiben kam vom Schwager, der trotz der erhöhten Ausgaben durch die Krankheit seiner Frau, dem mittellosen Jüngling die Unterstützung sandte. Wie feurige Kohlen brannte das Geld dem jungen Mann in der Tasche; er wollte es nicht haben, durfte es nicht behalten; die Kälte in dem Stübchen war verschwunden, denn Meier fieberte am ganzen Körper, sein Antlitz glühte. Er schrieb einen langen Brief, legte die Geldnote hinein, versiegelte den Umschlag und eilte fort.

Als der Abend dämmerte, ging Meier zum Minchagebet ins Schiurzimmer, wo die Bocherim ihren Gottesdienst abhielten. Gleich danach wurde gewöhnlich „gelernt“. Der Dajon (Rabbinatsvertreter) Reb Zallel

hatte immer den Abendunterricht geleitet, während der Row vormittags seine Lehrstunden abhielt. Das Abendgebet war zu Ende, und Reb Zallel, der wochentags seinen religiösen Verrichtungen im Kreis gleichgesinnter Lamdonim (Gelehrter) im Beth-Hamidrasch (Lehrsaal) oblag, ließ heute länger als sonst auf sich warten. Einer der Bocherim schlug daher vor, dass jemand von ihnen gehe, um nach dem Verbleib Reb Zallels zu forschen. Meier erbot sich, diesen Weg zu machen. Er ging zuerst nach dem Beth-Hamidrasch, das er jedoch bereits geschlossen fand; dann begab er sich in die Wohnung Reb Zallels. Als er die Stube des Dajon betrat, tönte ihm das Schluchzen einer weiblichen Stimme entgegen. Im Bett lag Reb Zallel, auf der Bettkante saß dessen Tochter Esther, in Tränen aufgelöst. Reb Zallel wehrte mit der Hand ab: „Wein nicht, meine gute Tochter! Alles was min haschomajim (vom Himmel) ist, muss der Mensch mit Geduld ertragen, es ist ewadde so bestimmt. Haschern jisborach (gelobte Gott) wird schon Jeschuo (Hilfe) schicken.“ Meier blieb wie festgebannt an der Tür stehen und wurde in der Dunkelheit, die in der Stube herrschte, von dem Mädchen nicht bemerkt. Als sich Meier aber langsam dem Lager des Dajon näherte,

fuhr das Mädchen plötzlich von seinem Sitz auf. Meier grüßte stumm und neigte sich über das Bett Reb Zallels. „Ihr verzeiht. Reb Zallel, wenn ich euch stör’, aber wir waren so beunruhigt, weil Ihr nicht zum Schiur (Unterricht) gekommen, was für schlimm Masel (Unglück) hat euch betroffen. Ich hörte eure Tochter weinen?“ fragte Meier in bescheidener Weise. Esther hatte indes ein Licht angezündet und blieb in einiger Entfernung vom Bett stehen; ihre Augen waren vom Weinen gerötet, und ihr sonst blasses Gesicht hatte eine dunkle Färbung angenommen. Sie hatte dem jungen Mann einen Stuhl geboten, und Meier hatte sich an das Kopfende des Bettes gesetzt. Reb Zallel erzählte nun, dass er beim Verlassen des Beth-Hamidrasch auf der gefrorenen Steintreppe ausgeglichen sei und sich den Fuß verstaucht haben müsse. „Das ist alles von haschem jisborach (gelobten Gott) ergänzte er. Meier hörte voller Teilnahme zu, und Esther hatte über den weiteren Verlauf des Unfalles berichtet, indem sie den jungen Mann beiseite rief. Reb Zallel schlummerte ein wenig; er hatte sich das rechte Bein gebrochen und eine innere Verletzung zugezogen; der Arzt war bereits dagewesen und hatte den Fuß bandagiert; bezüglich der inneren Verletzung verord-

nete er viertelstündlich zu erneuernde Eisumschläge. Meier erbot sich, die Nacht über hier zu bleiben und seinem greisen Lehrer Pfleger zu sein. Esther sträubte sich anfangs dagegen, aber auf Meiers Drängen nahm sie dessen Unterstützung an; gerührt über diese Opferfreudigkeit reichte sie Meier ihre zarte Hand. Meier sandte einen Boten nach dem Schiurzimmer, um die Unglücksbotschaft zu melden. Die Bocherim nahmen diese wehmutsvollen Herzens entgegen, und das „Lernen“ musste heute ausfallen.

Reb Zallel schlummerte noch immer, und Esther war draußen in der Küche beschäftigt, um das Abendessen für die Hausgenossen zu bereiten. Der Dajon war seit zehn Jahren Witwer; Esther, seine einzige Tochter, musste daher schon frühzeitig die Pflichten einer Hausfrau erfüllen. In ihrem Gemüt war sie fast noch ein Kind, doch ihr Geist war scharf. Sie lebte nur für ihren greisen Vater und kümmerte sich nicht um die Außenwelt, weshalb man sie für stolz, ja sogar für hochmütig hielt. Nur Schabbes sah man sie an der Seite ihres Vaters in die Schul gehen, wo sie auf ihn nach Beendigung des Gottesdienstes bei der Männerschul stets wartete.

Meier hatte indes dem an der Wand stehenden Regal ein kleines Büchlein ent-

nommen und wollte ein wenig lesen. Der Dajon hatte im Schlaf tief geseufzt. Meier fuhr entsetzt auf. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Als er den kranken Dajon liegen sah und seufzen hörte, hatte sich das Bild seiner kranken Schwester vor seinen Blicken hingezaubert, er hörte sie im Geist schwer atmen, nach Luft ringen, er sah ihre Arme um den Gatten geschlungen, die weinenden Kinder das Bett umlagern, er sah ihr brechendes Auge — es schnürte ihn das Herz im Leibe zusammen; er musste sich angesichts des Kranken bekämpfen, um nicht einen gellenden Schrei auszustoßen. Der Dajon erwachte, ein mildes Lächeln lag auf seinen Zügen, das Fieber hatte ein wenig nachgelassen. „Ihr seid es, Bocher,“ lispelte Reb Zallel, „wo ist mein Estherleben?“ Als Meier geantwortet hatte, kehrte der Dajon sein Gesicht gegen die Wand und war in festen Schlaf versunken. Meier kam durch das Erwachen des Reb Zallel wieder in ruhige Stimmung: die fürchterlichen Bilder vor seinem Auge verschwanden, und die Worte des Dajon: „haschen jisborach wird jeschuo schicken“, kamen ihm unwillkürlich auf die Lippen. Er hatte sich beruhigt und versuchte wieder in dem Buche zu lesen; es war das Buch Hiob. Wie er von den Leiden des selten starken Mannes

gelesen, wie er dessen unbegrenztes Gottvertrauen bewunderte, zog auch in sein Herz der göttliche Hoffnungsstrahl und die gottergebene Geduld des Schwergesprüften ein. Und Reb Akibas Worte: „Gamsu le-tauwo“ (auch das ist zum Guten) belebten seine Seele aufs Neue. Esther war wieder in die Stube getreten und sah nach ihrem Vater. Sie war glücklich, vom Bocher zu hören, dass sich der Kranke wohler fühle. Das Mädchen hatte sich an den Tisch gesetzt und zog Meier leise flüsternd in ein Gespräch. Dabei erzählte er auch von seiner kranken Schwester, und gleich rollenden Perlen rieselten die Tränen über die zarten Wangen des gefühlvollen Mädchens. Esther hörte des jungen Mannes Lebensgeschichte andächtig an, und tiefbewegt stand sie von ihrem Stuhl auf. Sie sandte noch einen Blick auf den schlafenden Vater, dann entfernte sie sich. Sie begab sich zur Ruhe, denn die Aufregungen des heutigen Abends hatten das zarte Mädchen zu sehr erschüttert. Meier hielt treue Wache.

Am andern Morgen war er nach Haus gegangen. Er legte sich in den Kleidern aufs Bett und schlummerte ein wenig. Als er eine Weile gelegen hatte, wurde die Tür heftig aufgerissen, und mit einem lauten „Scholem alechem. (Friede mit euch) Meier-

leben“ war eine in einen Pelz gehüllte kräftige Männergestalt in die Stube gestürzt. Meier erschrak anfangs, dann sprang er freudig vom Bett herab. Meier fiel dem jungen Mann um den Hals und konnte seiner Freude kaum Ausdruck geben. „Ist es aber bei dir entsetzlich kalt, lieber Meier, und jetzt liegt man noch im Bett,“ sagte der Eingetretene, als er sich seines Pelzes entledigt hatte. Meier erzählte von seiner durchwachten Nacht. Dann fuhr er fort: „Ja, weißt du, lieber Nathan — ich geh ja schon um zwölf Uhr fort — weil ich doch Kosttäg ess’, und da verlohnt es sich nicht mehr einzuheizen; nach dem Essen leg ich mich bei dieser Kälte ins Bett und lern mein Pschettl (Kapitel) Gemore, zu Mincha (Abendgebet) geh ich dann ins Schiurzimmer, da ist schön warm eingeheizt, wenn da auch der Ofen einmal kalt wird, macht einem der Rebbe schon heiß,“ erwiderte ruhigen Tons Meier. Nathan hörte der Auseinandersetzung ganz teilnahmslos zu, sein Gesichtsausdruck hatte sich etwas verfinstert, und die Hände auf dem Rücken schritt er in der Stube auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und begann: „Die Krankheit des Reb Zallel kommt mir sehr ungelegen. Dir kann ich ja alles erzählen, du bist ja mein guter Freund: Reb Nossen-

Hersch hat an meinen Vater geschrieben wegen Reb Zallels Tochter Esther — er meint, wir passten zueinander, und wenn der Dajon nun krank ist, kann ich doch nicht mit ihm reden du verstehst?“ Und Meier verstand. Die Worte Reb Zallels: „alles was min haschomajim (vom Himmel) ist, muss der Mensch mit Geduld ertragen, es ist ewadde so bestimmt,“ kamen ihm in den Sinn. Meier hatte sich aufs Bett gesetzt, denn den einen Stuhl, der in der Stube war, hatte er seinem Freund angeboten. Der so mit Freuden begrüßte Freund Nathan war Meier mit einem Mal ganz gleichgültig geworden, er fragte nicht weiter nach seinem Kommen, ihn interessierte mehr sein Gehen. Als Meier seinem Freund beistimmen musste, dass unter den gegebenen Umständen eine Rücksprache mit Reb Zallel nicht möglich sei, entschied sich Nathan für sofortige Rückreise in sein Heimatstädtchen. Wie eine Erlösung aus tausend Qualen war es für Meier, als er seinem Freund Nathan das Geleit zum Wagen gab. Der Nebel vor seinen Augen war gewichen, als er das Gefährt, das seinen Freund trug, von der Landstraße verschwinden sah.

Wochen verstrichen seit diesem Tage. Der raue Winter war glücklich vorüberge-

gangen, und schon sah man das erste Grün in den Auen sprießen. Der Dajon Reb Zallel war inzwischen so weit hergestellt, dass er sich mit Hilfe eines Stockes fortbewegen konnte, er hatte sich vorgenommen, am nächsten Schabbes in die Schul zu gehen, um Gaumel zu benschen (Dankgebet für Errettung).

Meier wollte, da er sein Thema in dieser Jeschiwoh beendet hatte, ein Seminar aufsuchen, um seine Kenntnisse zu erweitern, denn er wollte Prediger werden. Mit den besten Empfehlungen hatten ihn der Row und der Dajon ausgerüstet. Als er eben an einem Donnerstag, genau zwölf Wochen nach dem Unfall Reb Zallels seine Abschiedsvisite bei diesem machte und Esther tränenden Auges in die Stube getreten war, mit der Ausrede, dass ihr etwas ins Auge geflogen sei, schlug Meiers Herz in stürmischer Erregung. Und als er dem Mädchen die Hand zum Abschied drückte, sah er ihr fest ins Auge, und der Blick, den er erhalten, war ihm der Leitstern seines Lebens geworden. Die Jahre verstrichen wie Minuten für Esther und ihren Verlobten, und Rabbi Meier Breiter holte sich nach vier Jahren aus dem Haus des Dajon seine junge Frau, um sie in eine andere ehrwürdige Kehille als Rebbezin einzuführen.

Und als Reb Zallel, den das glückliche Paar zu sich genommen hatte, unter heißen Segenswünschen für das Wohlergehen seiner Vaterstadt den Wagen bestieg, sandte er mit den Worten: „für alles, was min haschomajim ist, muss der Mensch Gott danken“, dem Ghetto seine letzten Grüße zu.

Jekew der Mokemgeher.

Der Abend hatte sich über das Ghetto gesenkt, die Baalbatim waren schon vom Maariwgebet nach Haus gekommen, und in den meisten Wohnungen flackerten schon die aus bunten Kerzchen geflochtenen Hawdalas. Jekew der Mokemgeher saß in seinem geblühten Lehnstuhl und summtete vor sich hin. Seine Frau Golde saß am Fenster und begrüßte den Einzug der neuen Woche mit der alten Segensspruchformel, endigend mit den Worten: „zu Oschir, zu Kowed, zu gutem Gewinn, omen seloh!“ „Omen“ antwortete Jekew darauf und dachte bei sich: „Gott soll nur e gute Woch’ geben.“ Denn diese gute Woche hatte Jekew anlässlich der herannahenden Jom-tauwim umso nötiger, da er während der Festtage sich doppelt für die schwere Arbeit einer sauren Woche entschädigen und im Vollgenuss der arbeitslosen Tage vergnügt an der Festtafel sitzen wollte. Er war stets bemüht, die Festtage mit „naches ruach“*) zu verleben, und er dünkte sich einem König gleich, wenn er seine hohen, mit Eisen beschlagenen Stiefel mit den von seiner Golde gestickten Pantoffeln vertauschen und seine Sammetmütze mit der langen seidenen Quaste auf-

*) angenehm.

setzen konnte. Da vergaß er die Schwere seines Berufes und die Bitterkeit der verflochtenen Werkzeuge. Dreißig Jahre schon ging Jekew in die umliegenden Dörfer mit Stoffen aller Art und Wäsche hausieren, für welche Artikel er einen ausgedehnten Kundenkreis besaß, der zumeist aus Landleuten bestand. Viele Meilen im Umkreis des Ghetto war der Jekew-Jude, wie man ihn kurzweg nannte, bekannt; er genoss den Ruf eines reellen und vertrauenswürdigen Handelsmannes. Man achtete ihn auch wegen seines Gottvertrauens und seiner Frömmigkeit, denn oft stand er, wenn es Abend wurde, in irgendeiner Scheune und betete sein Minchagebet, denn in der Stube wollte er es nicht verrichten, da überall ein „Zelem“ (Kreuz) hing, wie er den Bauern stets rundweg erklärte. Während der letzten Jahre jedoch schien es Jekew, als ob man ihm das Vertrauen entzogen hätte, denn der Einkauf der Landleute bei ihm hatte erheblich nachgelassen. Die Ursache lag aber einfach darin, dass die Landleute infolge der sich immer mehr entwickelnden Verkehrsverhältnisse ihren Bedarf direkt aus der nahegelegenen Hauptstadt bezogen. Jekew hatte daher zu kämpfen, um seine bescheidenen Bedürfnisse zu decken, was aber niemand in der Gasse bekannt war.

Er hatte sich keinem offenbart und trug seinen Kummer in stiller Demut. Er wollte arbeiten, so lange er nur konnte, denn er war zu stolz, um der Kehille zur Last zu fallen. Selbst seine Frau Golde wusste nicht, dass der Erwerb ihres Mannes erheblich nachgelassen; sie bekam allwöchentlich, wenn der Schabbes zur Neige gegangen war ungeschmälert ihr bescheidenes Wirtschaftsgeld, auch wenn Jekew die Woche über nicht so viel verdient hatte. Er war daher nahe daran, sein geringes Betriebskapital aufzuessen, was ihm schwere Sorgen und kummervolle Nächte bereitet hatte. Jekew saß nun, den Kopf in beide Hände gestützt in ernster und gedrückter Stimmung, seine Stirne zog sich in krause Falten, und allerlei Gedanken durchzogen seinen Sinn. Er erhob sich und traf Vorbereitungen zum Hawdalamachen, indem er die Tischdecke an einer Ecke des Tisches hochschlug. Golde hatte indes den Wein und die Bssomimbüchse (Gewürzbüchse) auf den Tisch gestellt, während Jekew die Hawdala von der Wand nahm. Lautlos zündete er das Licht an und übergab es Golde zu halten, da sie sein jüngstes und sein ältestes Kind war, wie er zu ihr immer sagte, wenn er bei guter Laune war. Doch heute war dies nicht der Fall, denn mit kaum ver-

nehmbarer Stimme sagte Jekew die Broches (Segenssprüche), schüttete ein wenig Wein auf den Tisch und verlöschte die Hawdala darin. Dann benetzte er seine Finger mit dem Wein, betastete die geschlossenen Augenlider, indem er noch einige Gebetworte vor sich hinhinmurmelte und Golde eine „gute Woch“ zurief, was diese mit einem innigen „gut Jahr“ beantwortete. Golde wollte eben zur Tür hinaus, doch Jekew zog sie sanft an sich. „Ich hätt mit dir was zu reden,“ begann Jekew in mildem Ton, dem etwas Bedeutungsvolles anhaftete. Golde war ganz erstaunt und bestürzt, denn sie fürchtete nichts Erfreuliches zu hören; eine Ahnung sagte ihr das. Als sich Golde neben ihrem Mann auf einen Stuhl niedergelassen hatte, begann Jekew: „Ich muss dir’s endlich sagen. Goldeleben — der Massematen im Mokem lässt nach — das heißt er hat nachgelassen — es geht nicht mehr so weiter, ich muss mich um e andere Parnosse (Erwerb) umsehen — ich ess’ die paar sauer erworbenen Groschen sonst auf; bis jetzt hab’ ich geschwiegen, weil ich betuach (im Vertrauen) auf haschem jisborach (Gott), gehofft hab, dass es doch noch besser wird; aber die Hoffnung war bechinom (umsonst), ewadde will haschem jisborach, dass ich e andern deroch (Weg) gehen soll,

und da hab ich mich nu entschlossen, so wie Mordche Meisels auf die Märkte zu fahren und dort mein Masel zu probieren — ich glaub, Goldeleben, mein Vorhaben ist nicht schlecht?“

Golde sah ihren Mann verwundert an und zitternd öffnete sie ihre dünnen Lippen: „Ich bin ganz erstaunt, Jekewleben, dass sich die Sach mit einmal geändert haben soll; die ganzen Zeiten is es gegangen, und jetzt auf unsere alten Tag is e Gesere ausgegangen, ja — ja — auf uns Jehudim ruht e bittere Klole (Fluch).“ „Aber Goldeleben mein Herz,“ tröstete Jekew seine Lebensgefährtin, „es wird nicht bloß uns das Mokem gehn schwer gemacht, es geht auch anderen Leuten nicht besser; der Franzl Müller, was mit de schlesische Leinwand zu de Srores (Herrschaften) gegangen is, is auch schon ausgeblieben vom Mokem; denn von die großen Geschäfte im Mokem-bajis (Stadt) kommen die Preis-Courante und ganze Pakete Muster dem Gajis (Landleuten) ins Haus geschickt, danach bestellt der Srore, wie auch der kleine Mann; wer soll dann dem armen Juden mit seinen paar Stück S'chore etwas abkaufen!“ Golde wollte sich nicht recht den Ausführungen ihres Mannes anschließen, denn sie verstand sie nicht, und sie blieb bei ihren starren Be-

Häuptlingen; schließlich sagte sie aber doch: „In Gottes Namen tu, was du dir vorgenommen hast, es soll mit Masel und Broche sein!“ Jekew war sodann ans Fenster geschritten, zog die leichten Vorhänge weg und blickte in die Gasse, indem er die Enthüllungen seiner Frau gegenüber fortsetzte. „Ich hab’ mir den Fuhrmann Mischko bestellt, mit dem will ich noch heute Nacht nach Neustadt fahren, wo morgen der Markt anfängt; Mordche Meisels will auch mitfahren, so hab ich wenigstens bloß die halben Unkosten. Ich hab mir von mein Szaucher zwei Kisten S’chore kommen lassen, die stehen schon seit einigen Tagen bei Mischko im Schuppen, er wird mich doch nicht im Stich lassen.“

Mischko hielt soeben mit den zwei Kisten vor der Tür Jekews. Polternd kam er die Stube herein. „Hob ich Kisten schon auf Wagen, Herr Jekew,“ rief der Fuhrmann, in der Tür stehen bleibend, ohne seine Kopfbedeckung abzunehmen oder zu grüßen. „Also, Mischko, du bist doch heut recht nüchtern, hast eine Laterne am Wagen und kennst den Weg nach Neustadt genau, dass du mir ihn nicht verfehlst und nicht in den Straßengraben hineinfährst, denn gute fünf Stunden haben wir zu fahren und rechtzeitig will ich ankommen, denn

ich muss mir noch eine Hütte aus Brettern bauen und die Waren auspacken,“ sagte Jekew in ermahrender, freundlicher Weise zu dem noch immer in der Tür stehenden Fuhrmann. „Kann sich schon verlassen auf Mischko, der Herr Jekew, bin ich schon mit Vater, bin ich schon mit Großvater von Herr Mordke gefahren, der Mischko, der passt auf passt auf,“ erwiderte in gutmutigem Ton der als bieder und ehrlich bekannte Fuhrmann.

Mit den Worten: „Gott soll dein Schaumer (Hüter) sein,“ geleitete Golde ihren Mann zum Wagen: Jekew, in einen Pelz gehüllt, bestieg das mit Kisten und Paketen beladene Gefährt, und in leichtem Trab ging's hinaus in die Nacht. Nach nahezu sechsstündiger Fahrt war man am Marktort angelangt, und Jekew spürte seine Glieder kaum von dem heftigen Rütteln des Wagens auf der steinigen Straße. Er murrte jedoch nicht gegen das Schicksal, sondern ertrug die Unannehmlichkeiten dieser ersten Reise in der Hoffnung auf den materiellen Erfolg. Mischko lud die Kisten ab, von denen ein Teil Mordche Meisels gehörte. Als sich Jekew nach dem Fertigstellen seiner primitiven Markthütte daran machen wollte, die Kisten zu öffnen, legte es sich wie ein Schleier vor seine Augen, er traute

seinen Blicken nicht, denn die Zeichen am Deckel der Kisten kamen ihm ganz fremd vor. Sollte er sich bloß getäuscht haben? Aber die Kisten kamen ihm auch bedeutend größer vor, als die seinen waren. Eine schreckliche Ahnung stieg in seiner Seele auf: er wollte nicht länger im unklaren bleiben, und zitternd vor Erregung erfasste er ein Beil und begann den Deckel der einen Kiste loszumachen. Doch erschrocken blieb er stehen, als er den Inhalt der Kiste erblickt hatte. Da lagen allerlei Sorten Papier, alte schmutzige Lappen darin gepresst, und von Jekews Waren nicht die geringste Spur. Jekew wurde bleich wie die Wand. „So e schlimmaseldiger Goj,“ rief er, dann sank er ohnmächtig zur Erde, wobei er mit dem Kopf auf das Pflaster heftig aufschlug, sodass das Blut darüber rieselte.

Der Markt wurde indes von Händlern und Käufern belebt, die noch unter dem schrecklichen Eindruck des Bildes lebten, das sich vor wenigen Minuten ihren Augen bot, als man den alten Jekew vom Stand forttrug. Mitleid erfasste alle Zeugen dieses Unfalles, und als sie den Grund von Jekews Aufregung erfuhren, hatte eine allgemeine Erbitterung über Mischko platzgegriffen. Einige Leute wollten den als Trunkenbold

bekanntem Fuhrmann wenigstens mit einer Tracht Prügel bedenken, doch der Feigling hatte bereits Reißaus genommen und war mit Pferd und Wagen aus dem Gasthofe, wo er eingekehrt, verschwunden. —

Jekew befand sich in ärztlicher Behandlung, da die Kopfwunde bedenklich war; erst nach acht Tagen konnte er die Heimreise antreten.

Während dieser acht Tage hatte Golde bittere Stunden durchlebt. In der Kehille, wo sich bisher niemand um die alten Leute gekümmert hatte, hielt es jetzt jeder für eine große Mizwah (Pflicht), den alten Leuten beizustehen. Die Türe stand nicht still, und so mancher „Kozen“ (Reicher) sprach bei Golde vor. Doch diese hatte den Stolz ihres Mannes angenommen, und lehnte jede ihr angebotene Unterstützung ab; sie hatte ihre geheimen Ersparnisse angegriffen, um mit diesen die schweren Tage durchzukommen. „So lang mir haschem jisbaroch noch Kauach (Kraft) gibt, wollen wir niemand zur Last fallen,“ sagte Golde jedem, der seine Mildtätigkeit an ihr üben wollte. Sie hatte sich fest vorgenommen, sobald Jekew zu Haus sein würde, wolle sie ins Mokem gehen, denn Meisels hatte ihr erzählt, dass ihr Mann einer Schonung von mehreren Wochen bedürfe.

Erew Rosch-Haschonoh (Vorabend des Neujahrsfestes) kam Jekew mit verbundenem Kopf an. und laut schlug ihm das Herz im Leibe, als er die Mesuse (Zeichen am Türpfosten) küsste und die Schwelle seines Hauses betrat. Mit den Worten: „Gott sei gelobt und gedankt,“ stürzte Golde ihrem Manne entgegen, der beschämt über die missglückte Versuchsreise nach Worten suchte. Als er dann auf Mischko loszuschimpfen begann, besänftigte Golde ihren Mann, indem sie ihm die Stirne glättete und sagte: „Wer weiß, wozu dies gut war; man muss Gott danken für den Chessed (Gnade); ich bin nur froh, dass ich dich wieder hab; aber das eine sag ich dir, du musst dich einige Wochen erholen von deinen aufgeregten Tagen.“ Dann erzählte Golde von ihren Plänen und von ihrem festen Entschluss. „Mei gute Goldeleben,“ kam es mit bewegter Stimme aus Jekews Munde, der tief beschämt vor seinem Weib stand, „das ist zu viel, das kann ich von dir nicht verlangen; der Mann ist da zum Verdienen, und wenn er’s nicht imstand ist, dann soll er“ — weiter ließ ihn Golde nicht kommen. Sie unterbrach seine Rede, indem sie ihm einen duftenden Blumenstrauß, den sie vom Tisch nahm, hinschob. Golde führte ihren Mann durch die Küche, öffnete den Speisen-

schränk, aus dem angenehme Düfte strömten; sie hatte einen prächtigen Jomtow hergerichtet.

Als Jekew auf dem Weg zur Schul war, hatten alle Baalbatim, die ihm begegneten, ein freundlich teilnehmendes Wort für ihn, während ihn früher niemand beachtete. So sehr ihn die Teilnahme erfreute, hatte er doch einen Groll gegen die Leute, die ihm die Ehre nur deshalb erwiesen, weil er ihr Mitleid erweckt hatte. Und er wollte nicht als „Rachmones“ (Bemitleideter) gelten. Fühlte er sich doch wieder aufgerichtet, denn ein neues Leben war in seine Seele eingezogen, da er ein so prächtiges Weib sein eigen nannte, die ihm die trüben Gedanken verscheuchte. Er hätte es den Leuten gern ins Gesicht sagen mögen, dass sie nur dann mit der Hilfe da sind, wenn das Unglück ihrer Nebenmenschen grell an sie herangetreten ist. Doch überlegte er wieder — die Menschen sind ja nicht schuld, wenn sie sich bisher nicht um ihn kümmerten, man muss eben offen sein Leid zur Schau tragen, damit es jeder der Hilfsbereiten sehen kann; und er verzieh allen.

Golde hatte ihrem Mann einen Jomtow bereitet, wie sie es in den guten Zeiten gewöhnt war, denn es war ein Doppelfest für sie, da sie ihren Jekew wieder frisch und

munter ihr gegenüber sitzen sah. Am ersten Tag Roschhaschonoh hatte ein Ungenannter Jekew eine Alijeh mechabed (Aufruf zur Thora) gewesen. — Der Jomtow mit seinen Annehmlichkeiten war zu Ende gegangen, und Jekew dachte nun wieder an die Sorgen des Erwerbes; er konnte aber dem Gedanken nicht Raum geben, dass Golde ihn ernähren sollte. Doch diese hatte sich in ihrem Vorhaben nicht hindern lassen. Kaum, als der Morgen graute, war sie mit dem Bündel auf dem Rücken und die Elle unter dem Arm hinausgewandert über Felder und Auen. Jekew kam dies alles wie ein Traum vor. Er traute sich nicht auf die Gasse, er fürchtete, dass die Leute mit Fingern auf ihn zeigen würden, dass er ein schwaches Weib hinausgeschickt in den schweren Kampf ums Dasein. Ein Gefühl der Bangigkeit und der Besorgnis hatte sein Herz beschlichen; er warf sich in seinen Lehnstuhl und weinte bitterliche Tränen. Dann raffte er sich auf, nahm Hut und Stock und war hinausgeeilt.

Golde war indes im ersten Dorf angelangt, wo sie an ein Gehöft kam und die Leute gerade beim Frühstück in der Scheune saßen. Der Hofhund kläffte die Frau an,

sie ließ sich aber nicht beirren und schritt geradeswegs auf die Leute zu, denen sie ihre Waren anbot. Noch ehe Golde die Antwort der Angeredeten abwarten konnte, trat aus dem Wohnhaus eine kräftige Männergestalt, der Besitzer des Gehöftes, der in unwirscher Weise die Frau mit den Worten andonnerte: „Packt euch vom Hof und stört meine Leute nicht, bietet euren Schund anderswo an.“ Golde erzitterte am ganzen Körper, und ihr Gesicht wurde leichenblass, sie beherrschte sich jedoch, um diese Schmähungen nicht in gebührender Weise zu beantworten. Sie wich aber nicht von der Stelle und sah dem robusten Bauern fest ins Auge. „Ihr tut mir unrecht, Bauer,“ brachte sie endlich hervor, „der Jekew führt keinen Schund von Waren mit sich, denn er ist reell und ehrlich, dafür kennt ihn jedes Kind, und das, was mein Mann euch stets gebracht hat, bring ich auch.“ Dann kehrte sie dem Landmann den Rücken und wollte zum Hof hinauseilen. Als der Bauer den Namen „Jekew“ nennen gehört hatte, nahm sein Gesicht mildere Züge an, und er rief das betübte Weib zurück. „Ihr seid also die Frau vom Jekew-Juden,“ begann der Bauer wieder; dann seid mir nicht böse, wenn ich vorhin etwas barsch gewesen, doch kommen den ganzen Tag über so viele

Handelsleute auf den Hof, die meine Leute nur von der Arbeit abhalten. Warum aber kommt der Jekew nicht selbst, er ist schon so lang nicht dagewesen, und ich warte auf ihn mit einer Bestellung, die ich nur mit ihm selbst abmachen kann. Schickt mir Euern Mann, wenn möglich noch heute her. Hierauf entließ er Golde mit einem freundlichen Gruß. Auf der Landstraße traf Golde ihren Mann, den es zu Hause nicht litt, und der ihr nachgeeilt war. „Du kommst mir gelegen, als ob dir haschem jisborach den Gedanken eingegeben hätt’, dass dir was Gutes bevorsteht,“ sagte Golde. „Ich wollt eben nach Haus gehen, dich zu holen, denn der Srore, da gleich im Dorf das erste Haus, hat für dich e gut Massematen, wie er sagt. Jekew nahm Golde das Bündel von den Schultern, nahm die Elle unter den Arm und verabschiedete seine Frau mit den zärtlichen Worten: „So mei gute Verdienerin, jetzt geh schön nach Haus und koch was Gutes zu Mittag, und nun geh ich zu Masel und Broche wieder in mein altes Geschäft, ohne das ich nu nicht sein kann.“ Hierauf drückte er Golde herzlich die Hand und eilte dem Dorfe zu.

Als Golde ihr Haus betrat, fand sie einen Brief auf dem Fußboden, den der Briefträger durch die Türspalte geworfen. Der Brief

war an ihren Mann gerichtet. Golde öffnete das Schreiben und überflog seinen Inhalt. Golde strahlte vor Vergnügen. Sie konnte es kaum erwarten, dass Jekew wieder nach Haus komme. Immer wieder las sie den Brief: „Lieber Onkel! Entschuldige, dass ich mich etwas verspätet nach deinem Befinden erkundige, doch erfuhr ich soeben erst von einem Geschäftsfreund von dem Unfall, der dich betroffen. Nimm es nicht ungütig auf, dass ich schon so lange von mir nichts hören ließ, aber ich konnte dir bisher nichts Erfreuliches berichten, da es mir recht schlecht ging. Aber meine Verhältnisse haben sich in der letzten Zeit durch besonders glückliche Umstände Gottlob derart günstig gestaltet, dass ich aller Sorgen, soweit menschliche Berechnung reicht, enthoben bin, und bitte ich dich, von mir eine monatliche Rente anzunehmen, damit ich wenigstens einen Teil meiner Schuld an euch abstaten kann“ — — weiter las Golde nicht, denn den Schluss kannte sie bereits auswendig.

Jekew kam verdrießlich nach Haus, denn das Geschäft bei dem Bauer war nichts für ihn; der Landmann brauchte Geld, und Jekew sollte einen Geldmann beschaffen, der das ohnehin schon sehr verschuldete Gut noch belehnen sollte. Solche Geschäfte,

die Jekew nicht verstand, machte er nicht. Doch der Brief verscheuchte seinen Kummer. Golde hatte sich indes an den Tisch gesetzt, um das Schreiben ihres Neffen zu beantworten. Inzwischen hatte sich der Fuhrmann Mischko zur Tür hereingeschlichen. „Na, was willst du Schlimm-Masel-Mensch!“ rief ihm Jekew entgegen. Mischko drehte verlegen den Hut nach allen Seiten, dann brachte er mühsam hervor: „Bin ich nicht schuld, Herr Jekew,“ begann Mischko, „auf Bahn habens Kisten vertauscht: war ich schon da, hab die ganzen Bahnleut Krawall gemacht, haben mich aber durchgeprügelt, da sehens,“ dabei entblößte er seinen rechten Arm und wies die blauen Flecke, die ihm der Kampf ums Recht eintrug; dann fuhr er fort: „Sach’ ist schon gut mit Kisten, hob ich die richtigen draußen auf Wagen, hob ich aber noch was anderes am Herzen. — Sie habens doch andere Woche Verzeihungsfest, wie heißens das Jankippe, da möcht ich auch Ihnen um Verzeihung bitten, für Durcheinander, was ich angericht’ hab, denn der alte Reb Kalme hot zu mir gesagt, dass die Zeit von jüdische Neujahr bis Verzeihungsfest ist für Menschen die gefährlichste, da muss jeder die Sünden von sich reinwaschen, sonst kommt er in Hölle — das möcht ich doch nicht —

also verzeihens mir, Herr Jekew.“ Mischko sagte dies in flehendem Ton, wobei er sein tränenreiches Register loslegte, denn ein wenig benebelt war er immer. Jekew reichte dem in Wehmut nahezu zerflossenen Manne die Rechte, und lächelnd sagte er zu ihm: „Ich verzeih’ dir, Mischko, aber künftighin musst du mehr aufpassen und weniger trinken. Diesmal hat Gott alles zum Guten geführt — aber merk dir, der liebe Gott ist nicht immer so gut aufgelegt, um die bösen Angewohnheiten der Menschen noch zu belohnen.“ Mischko tat, als ob er dies verstanden hätte, und wohlgefällig in sich hineingrinsend wankte er zur Tür hinaus.

Schimme der Schreiber.

„Schwarz’ Jockl“ bewohnte mit den Seinen am äußersten Ende der Gasse ein alleinstehendes, halbzerfallenes Häuschen, das mit seinen verwitterten und von Bleistreifen durchzogenen Fenstern sich wie ein verlassenes Zöllnerhaus auf einsamer Straße ausnahm. Von der hinteren Stube aus hatte man den Ausblick auf den alten, „guten Ort“, auf dem die sterblichen Überreste einer großen Anzahl Talmudgelehrter ruhten, deren Namen man ohne den Beisatz „secher zadik liwrocho“ (gesegnet sei sein Angedenken) nicht aussprach. Auf diese Nachbarschaft war Schwarz’ Jockl stolz. Er handelte mit altem Eisen, und sein Spezialhandelsgegenstand waren gebrechliche Öfen, die er wieder aufrichtete, indem er die Schäden ausbesserte und ihren Wänden einen neuen schwarzen Anstrich gab, weshalb man ihn stets mit schwarzen Händen und ebensolchem Gesicht antraf; das hatte ihm neben seinem Namen Jockl die Bezeichnung „Schwarz“ eingetragen. Er war eben auf dem Hof, auf dem eine Unmasse alten Eisengerümpels lagerte, mit einem solchen leidenden Ofen eifrigst beschäftigt, als ihn das Klirren des bloß auf einer Angel hängen-

den verrosteten Eisengitters aus seiner Tätigkeit störte. „Schon wieder so e verliebte Person,“ brummte Jockl in sich hinein, als er das eben eingetretene, jugendschöne Mädchen erblickte. Das Mädchen, das einen in ein Zeitungspapier gewickelten langen Gegenstand in der Rechten hielt, trat mit den Worten: „Ist Schimme zu Haus?“ auf ihn zu. „Schau’ selber nach; ich will von dem arbeitsscheuen Jungen nichts wissen; Briefelach möchte er den ganzen Tag schreiben und Blumes auf die Bögen malen, anstatt mir bei meinen Öfen zu helfen. Ich muss mich den ganzen Tag abschwitzen wie e Bär, und er sitzt in der kühlen Stub und schreibt Liebesbriefe.“ Mit diesen Worten machte Jockl seinem Zorn Luft. „Aber seht, Reb Jockl,“ fiel das Mädchen ein, „er verdient doch auch Geld und braucht sich nicht so zu plagen, wie Ihr, und schreiben ist doch auch eine Arbeit.“ Hierauf legte Jockl den Hammer ein wenig zur Seite, nahm sein Taschentuch heraus und wischte sich den Schweiß ab, der, vermischt mit dem Ofenruß, ein Landschaftsbild grau in grau auf seinem Gesicht zurückließ. Das Mädchen konnte das Lachen nicht verbeißen und hielt sich den Gegenstand, den sie in der Hand hatte, vors Gesicht. Jockl, der sich nun zu einem neuen Erguss seiner

Verbitterung vorbereitet hatte, stemmte beide Hände auf die Hüften und erwiderte mit höhnischem Lächeln dem Mädchen: „Wenn du Narrischkaten reden willst, so tu das mit deinen Chawertes (Freundinnen). Schreiben ist e Arbeit? ha ha, ha, so e dummes, unerfahrenes Ding, was du bist! Jetzt lass mich aber zufrieden und stör’ mich nicht weiter.“

Nach diesen Worten kehrte er dem Mädchen den Rücken und begann, um eine Gegenrede zu verhindern, mit dem Hammer auf die unterliegenden Eisenstücke loszuschlagen. Das Mädchen war froh, dass sie loskommen konnte, und verschwand in einer kleinen, offenstehenden Tür. Rosi, die Köchin vom Gabbe, tastete die kleine, hölzerne Treppe hinauf, deren dünne Stufen die Spuren jahrzehntelanger Benutzung aufwiesen. Oben angelangt, musste sie sich bücken, um in die kleine Dachstube zu gelangen, wo Schimme der Schreiber seine „Kanzlei“ aufgeschlagen hatte. Bei dem kleinen, dachlukenartigen Fenster saß der junge Mann an seinem Arbeitstisch. Schimme war ein hochaufgeschossener Jüngling mit edlen Zügen, dessen reinliche Kleider und wohlgepflegtes Haar keineswegs in die Behausung passten, die ihn barg. Ohne anzuklopfen, trat Rosi ein. Mit einem sanften

Lächeln begrüßte sie den jungen Schreibe-künstler, und Schimme bot ihr galant einen Stuhl, auf dem die Schöne bereit willigst Platz nahm. Sie entfaltete das Zeitungspapier auf dem Tisch und entnahm hieraus einen zierlichen, mit bunten Blumen bemalten Bogen Papier und ein großes Kuvert. Schimme nahm beides in Empfang, legte den Bogen Papier vor sich hin und harrete der Befehle.

„Lieber Schimme,“ begann die Schöne etwas zögernd, „heut musst du mir aber einen recht schönen, langen Brief schreiben, du weißt doch — dir kann ich’s ja sagen, ich hab doch einen Chossen (Bräutigam), der bei die Balmilchomes (Soldaten) ist; er hat aber noch ein halbes Jahr zu dienen, dann wollen wir heiraten; er ist ein so guter Mensch und hat mich so gern, wie er schreibt; ich schick ihm aber auch alle Monat fast meinen ganzen Lohn. Heut will ich ihn überraschen, und ihm meine Photographie schicken, und da sollst du mir einen recht feinen Brief zusammenstellen und sehr schön schreiben. Nimm aber eine neue Feder; was es mehr kost, zahl ich auch.“ Während dieser Erzählung hatte Rosi das Bild der Hülle entnommen und auf den Tisch gelegt. „Nicht wahr, gut getroffen?“ fragte Rosi dabei. Schimme griff nach dem

Bild, und eine tiefe Röte überzog seine Wangen, als er das Original mit dem Konterfei verglich. „Sehr gut getroffen, wirklich, zum Sprechen ähnlich,“ bestätigte Schimme; „ich werd mir Mühe geben, einen schönen Brief aufzusetzen,“ fuhr er fort, „morgen früh komm’ herauf, dann werd ich dir das Konzept vorlesen, ehe ichs ins Reine schreib.“ Rosi war damit einverstanden und gab dem Jüngling noch ihre Wünsche genauer bekannt, worauf sie sich entfernte. Schimme nahm das Bild wieder zur Hand und starrte es eine Weile an, dann legte er es auf den Tisch und setzte seine begonnene Arbeit fort. Es ließ ihn aber lange nicht dabei, er stand auf und ging unruhig in dem Stübchen von einer Ecke zur andern. Dann schritt er zum Fenster, dessen Scheiben vor Schmutz starrten, dass ein Ausblick nur schwer möglich war. Er öffnete, und kein besonders reizvolles Bild bot sich ihm dar. Der alte „gute Ort“ mit den verwitterten Mazewas (Grabsteine), die teils in die Erde versunken, teils umgeworfen, und deren Grabhügel zum großen Teil der Erde gleich gemacht waren, lag vor seinen Blicken. Das Bild der Vergänglichkeit zog an seinem Auge vorüber, und ein Schaudern erfasste Schimme, als er an das Ende dachte. Auch sie, Rosi, wird einmal nicht mehr sein, die

schönen, blühenden Wangen, das leuchtende Auge, all das wird einmal hinabgesenkt in die ewige Nacht und in ewiges Vergessen getaucht. Das waren Schimmes Gedanken. Er schritt jäh vom Fenster zurück, denn der Anblick der Gräber hatte ihn erschüttert. Zur Arbeit war er zu erregt, und er konnte keinen Gedanken festhalten. Er stierte geraume Zeit ins Leere, dann versank er in tiefes Brüten, bis er durch Klopfen an der Tür aus seinen Träumereien aufgerüttelt wurde. Ohne das „Herein“ abzuwarten, stürzte die Muhme Kele zur Tür herein. „Schimme, mein Gold, gut, dass ich dich antreff, denn noch einmal wäre ich die lebensgefährlichen Stufen nicht heraufgeklettert, und du weißt, jetzt kommt bald Sukkes (Laubhüttenfest) ins Land, und man will doch sei Sukke (Laubhütte) e bisschen fein herrichten,“ sprudelte es aus dem Munde der Eingetretenen, dabei hob und senkte sich ihre Brust, sie rang schwer nach Atem, denn bei Muhme Keles Körperfülle war es keine Leichtigkeit, diesen Taubenschlag zu erklimmen. Schimme war ganz überrascht von dem seltenen Besuch, denn Keles Mann galt als wohlhabend, lebte als Rentier und hatte sich durch den Produktenhandel noch in den guten Zeiten sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Socher,

der Mann Keles, war kein Verschwender; man hielt ihn nur für einen engherzigen Mann, der nicht mehr Zdoko (Almosen) gab, als dass er an jedem Montag und Donnerstag nach dem Leienen (Vorlesen) eine Kupfermünze in die Erez Jisroel-Büchse (Sammelbüchse für das heilige Land) warf. Kele hingegen genoss den Ruf einer „ische chaschuwe“ (wohltätigen Frau), die hinter dem Rücken ihres Mannes nach Möglichkeit die Tränen der Bedürftigen stillte. Aber auch wer einen guten Rat brauchte, holte sich ihn bei Muhme Kele, die als weise und erfahren gepriesen wurde. Schimme konnte daher nicht Worte finden, seiner Freude über den hohen Besuch Ausdruck zu geben. In seiner Erregung wollte er die Decke vom Tisch ziehen, um sie auf seinen Stuhl zu breiten, damit die Muhme Kele nicht auf das blanke Holz des primitiven Stuhles zu sitzen käme. Kele wehrte dem aber mit den Worten: „Mach keine Umstand mit mir, mei Babe (Tante) hat dieselben Möbel gehabt.“ Dabei fiel ihr Blick auf das Bild, das noch immer auf dem Tisch lag. „Ist das aber ein schön Mädels auf dem Bild da, die Person kommt mir so bekannt vor,“ begann Kele. „Das ist doch die Rosi vom Gabbe“ (Gemeinderat), antwortete Schimme, wobei er leicht errötete. „Nu — du wirst

doch ganz rot, Schimme, mir scheint — mir scheint?“ drohte Kele mit dem Finger.

Schimme lief es heiß über den Rücken, und ein verlegenes Lächeln umspielte seine Lippen. Er wusste nicht was er antworten sollte. Lügen wollte er nicht, und die Wahrheit zu sagen, war ihm so schwer. Er kämpfte einen Augenblick mit sich: Sollte er reden, wie ihm ums Herz war, oder sollte er schweigen. Er entschied sich für das Schweigen. „Ich soll ihr einen schönen Brief an ihren Chossen schreiben, der jetzt beim Militär dient, und auch das Bild soll ich ihm mitschicken, deshalb hat sie es mir da gelassen; sie will morgen kommen und den Brief vorher lesen, ob er gut sein wird,“ erzählte Schimme.

„Was gehn mich eigentlich die Närrischkeiten an; aber ich weiß nicht, Schimmeleben, für die schöne Rosi ist das kein Schidduch (Heiratspartie), sie is so schön wie die Lewone (Mond) und bekowed (ehrbar), wie die Tochter von e Row (Rabbiner) und er — — Gott behüt, e schlechter Mensch is er ja nicht, Reb Getzels Sohn — aber er is e Treifesesser (Abtrünniger) und so e schwerer Balmilchome (Soldat), er passt gar nicht zu dem koscheren (unbescholtenen) Mädél. Mich geht's ja nichts

an, aber es ist so meine Meinung.“ Mit diesen Worten erleichterte Kele ihr Herz.

Schimme hörte schweigend zu und warf dabei verstohlene Blicke aufs Bild. „Doch ich red und red,“ begann Kele wieder, „und die Hauptsach, warum ich bei dir bin, hätt ich bald vergessen. Also dass ich dir erzähl: mein Socher wird auf Sukkes zu gesund 75 Jahre alt, bis hundert Jahr, und was der Zufall is, werden es so um Sukkes herum, genau den Tag weiß ich nicht auswendig, 50 Jahr zu Gutem, dass wir beisammen sind,“ bei diesen Worten entfaltete sie ihr geblühtes Taschentuch, verbarg ihr gerötetes Gesicht dahinter, und unter Schluchzen setzte sie fort, „wenn ich so zurückdenk, wie ich mit mein Socherleben unter der Chuppe (Trauhimmel) gestanden bin; er hat geleucht, wie die Stern am Himmel, und wie ich ausgesehen hab, weiß ich nicht, aber die Leut haben mir gesagt, wie e Malke (Königin) so schön, und nun sind es schon bald fünfzig Jahr und nur „haschem jisborach“, (Gott der gesegnete) weiß, wie lang es noch dauern wird. Ich vergess ganz mei Bestellung auszurichten,“ ermannte sich die Muhme Kele wieder, „aber es war zu schön.“ Währenddem hatte sie ihr Tuch wieder zusammengefaltet und sich allmählich beruhigt. „Also Sukkes werden es fünfzig

Jahr, da möcht ich nun in die Sukke hinein e schöne Gedenktafel hängen, schön gemalt, mein und Suchers Namen und Geburtsdatum und Tag der Chassene (Hochzeit) und was sonst noch auf so e Tafel gehört. Wie du das machst, überlass ich dir; du weißt, was du verlangst, zahl ich, nimm nur schöne Farben und Goldfarb auch dazu, dass alles schön leucht in der Sukke, wenn mein Socherleben sich Erew-Jomtow (Feiertag-Abend) Abend zum Kiddusch (Tischgebet) machen setzt.“ Schimme hatte sich alles Nötige aufgeschrieben und versprach der Muhme Kele, sein Bestes zu leisten. Hierauf wandte sich Kele zum Gehen. Noch an der Türe bat sie Schimme, wegen ihrer Äußerungen bezüglich Rosis Chossen mit niemand zu sprechen, was der junge Mann auch feierlichst gelobte. Als Kele hinausgegangen war, beschloss Schimme auch fortzugehen. Es litt ihn nicht mehr in der Stube. Er vertauschte sein Sammetkäppchen mit dem Hut und verließ den Raum, der ihm zu eng geworden schien. Im Hofe dröhnten ihm die Hammerschläge des Vaters entgegen, was ihn aus seinem Grübeln riss. „Nu, Schimme, du bist schon mit deiner Arbeit heute fertig?“ rief Schwarz Jockl seinem Sohn entgegen. Das Wort „Arbeit“ klang wie Hohn, denn nur selten

hatte sich der Vater um das Tun und Lassen seines Sohnes gekümmert. „Ich will ein bisschen an die frische Luft gehen, in meiner Stub ist es gar zu dunstig,“ antwortete Schimme in bescheidenem Ton. „Ja, ja die heutzutagige Welt, Geld möchten sie alle verdienen, aber nur wenig und nicht schwer arbeiten —“. Schimme wartete nicht den Schluss der Ermahnungen seines Vaters ab und eilte durch die Gittertür in die Gasse hinaus. Er schlich ziellos und träumerisch an den Häusern vorbei. Es zog ihn hinaus ins Freie, und als die Abendsonne hinter den Bergen ihre scheidenden Strahlen ins Tal hernieder sandte, da fühlte Schimme ein heißes Sehnen in seiner Brust, und er hätte hinausschreien mögen: „Sonne, steh still bei Gibeon, Mond im Tale Ajalon!“ Denn er fürchtete das Sinken des Tages und den kommenden Morgen, wo Rosi vor ihn treten und den Brief einfordern wird, den er zu schreiben weder Kraft noch Willen hatte. Schimme saß die Nacht hindurch an seinem Tisch und war mit dem Erledigen seiner Aufträge beschäftigt. Die Hähne der Nachbarschaft verkündeten das Anbrechen des Morgens, als sich Schimme zur Ruhe begab. Die Sonne stand schon hoch, als ihn ein Klopfen weckte. Rosi war draußen, die ihren Brief holen wollte. Da ihr nicht so-

gleich geöffnet wurde, musste sie unverrichteter Sache fortgehen. Gegen Mittag kam das Mädchen wieder, und Schimme übergab ihr den wundervoll geschriebenen Brief, wobei er dem Mädchen keinen Blick zuwarf. Doch Rosi hatte weder das Bild noch den Brief abgesandt.

Das Laubhüttenfest rückte immer näher heran. Schimme hatte sich seiner Aufgabe glänzend entledigt. Kele entlohnte nicht bloß den jungen Mann für seine Arbeit, sondern zog den Sohn des Eisenhändlers Schwarz' Jockl zum Verkehr in ihrem Haus heran, welcher Auszeichnung sich Schimme in jeder Weise würdig erwies. Schimme war eben am Erew (Vorabend) Sukkes mit dem Ausschmücken der Sukke beschäftigt, wobei Reb Socher trotz seines vorgerückten Alters eifrigst mithalf. Die Tafel, die ihm seine Gattin stiftete, sollte aber erst kurz vor Eintritt Sochers, wenn er von Maariw (Abendgebet) nach Haus käme, angebracht werden. Kele hatte sie gut verwahrt, wo sie Socher nicht entdecken konnte. Als Socher voll des Lobes über das wohlgelungene „Maarowis“ (Ein Abendgebet) des neuen Chasen (Vorsänger) in die Sukke trat, eilte ihm Kele, die schon vor Olenu

(Schlussgebet) nach Haus gegangen war, entgegen, wobei sie auf die farbenreiche Tafel wies. „Bis hundert Jahre sollen wir beisammen sein“ — mehr konnte Socher nicht sagen, und fiel seiner Gattin vor Rührung um den Hals. Keles Augen glänzten vor Freude. Sie führte Socher an seinen Lehnstuhl, auf dem noch ein prächtig gesticktes Kissen lag, das sich Socher immer gewünscht hatte. „Hab ich doch ein gutes Weib!“ ergänzte Socher seine Dankrede, und wohlgefällig ließ er sich nieder. Kele hatte aber etwas Besonderes auf dem Herzen, denn sie begann immer wieder mit der Anrede „mein teurer Socher“. „Nu heraus mit der Sprach — mir scheint, jetzt sind wir zu gutem so lang beisamm, und du hast gar Angst vor mir,“ half Socher seiner zögernden Gattin nach. „Also lieber, guter Socher,“ fasste sie endlich Mut, „wir haben doch keine Kinder nicht wahr — lieber Socher?“ „Ja, ja, wir haben leider keine Kinder; nu aber endlich heraus damit, was willst du denn haben, so red doch schon einmal!“ rief Socher. „Weißt du, lieber Socher, ich möcht mir e gutes und feines Mädchel in mein Haus als Kind nehmen, sie is e koschere Neschome (ehrbare Seele), e junges blühendes Kind, Rosi, die Köchin vom Gabbe, du kennst sie ja?“ kam es end-

lieh von Keles Lippen. „Die is ja schon Kalle und hat e Balmilchome (Soldat) zum Chossen; schad um das Mädle, sie an Getzels Sohn zu geben; der Schidduch (Partie) gefällt mir nicht,“ antwortete Socher. „Will sie aber auch zu uns gehen?“ forschte Socher weiter.

„Das lass meine Sache sein und mit dem Chossen werd ich auch fertig; ich glaub, er weiß selbst, dass er für Rosi nicht passt,“ erwiderte Kele und streichelte Socher das weiße Haar.

„Übrigens morgen können wir ja über die Sach' weitersprechen,“ schloss Socher und schickte sich an, „Kiddusch“ (Tischgebet) zu machen.

Es kamen recht stürmische Zeiten. Die Blätter brachten täglich beunruhigendere Nachrichten aus den Balkanstaaten. „Es wird in dem Jahr noch e gewaltige Milchome (Krieg) geben,“ sagte Socher zu Kele, als er in der Sukke beim Frühstück saß, „in der Terkei sieht es mies aus, Jischmoll (der Türke) gibt keine Ruh, bis nicht mit Pulver und Blei in ihm hineingefahren wird. Gott soll schomer umazil (behüten und retten) sein, wenn es losgeht, denn die jetzigen Gewehre sind ärger, als das Pech und der

Schwefel in S'dom war," so definierte Socher seiner Gattin die verheerende Gewalt eines modernen Krieges. Kele saß mit bedenklicher Miene und schüttelte ihr sorgenschweres Haupt. Im Geiste sah sie die Türken mit ihren roten Mützen schon in die Kehille (Gemeinde) einmarschieren. „Aber zu uns kommen sie doch so bald nicht," fragte sie Socher, um sich zu beruhigen. „Aber was fällt dir ein, mein Kind, es handelt sich doch nur um die Greniz (Grenze)," erklärte Socher. Erleichtert atmete Kele auf. „Aber viel Bal-batim (Haushaltungsvorstände) werden in die Milchome (Krieg) gehn müssen, wenn das erste Aufgebot verbraucht ist," fuhr Socher mit bedenklicher Miene fort: „aber jetzt muss ich doch in die Gass' gehn und hören, was es Neues gibt, denn Reb Schmaje Grün hat e andere Zeitung, vielleicht steht in seiner mehr," unterbrach er sich und ging hinaus. Kele war es ganz unheimlich zu Mut; in alle Unbilden des menschlichen Daseins konnte sie sich hineindenken, aber der Gedanke an einen Krieg schien ihr unfassbar. „Gott soll schomer umazil sein," brummte sie vor sich hin und begann im Jomtow-Machsor (Feiertag-Gebetbuch) zu lesen.

Als Socher in die Gasse trat, hatten sich schon zahlreiche Gruppen gebildet, bei

denen je einer, der des Lesens kundig war und den Inhalt der Zeitung kannte, einen Vortrag über die politische Lage hielt. Socher horchte bald da und bald dort, um sich ein Bild über die Situation zu machen, damit er Kele genauen Bericht erstatten konnte. Während sich die Leute in Für- und Widerreden vertieft hatten, kam der Schammes eiligen Schrittes mit einem großen Zettel in der Hand aus dem Haus des Roschhakohol. Er ließ sich von niemand in seiner Mission stören, eilte, von der neugierigen Menge gefolgt, zur Schul, wo er den Zettel im Vorhaus hinter einen für Bekanntmachungen bestimmten Glasrahmen befestigte. Nun standen sie alle damit verwunderten Augen und bebenden Herzen, und lasen das in großen Lettern gedruckte Wort „Mobilmachung“. Binnen 24 Stunden, hieß es weiter, haben sich alle Mannschaften der Linie bei ihrer Kommandantur zu melden usw. Eine sichtliche Erregung hatte sich der Umstehenden bemächtigt. Väter und Mütter weinten, Geschwister und Freunde schritten tröstend zur Seite der ins Feld Gerufenen. Ist das ein verstörter Jomtow“ (Feiertag), schrie groß und klein. Der Festtag wurde einem Werktag gleich gemacht, denn sie mussten sich alle rüsten, um den Weg zu gehen, von dem vielleicht

nur wenige zurückkehren würden. Der ghettogewohnte Toresschluss am Jomtow musste fallen, und an einem Ende des Ghetto klirrten die Ketten an den Pfeilern, die sie trugen, und am andern knarrte das Eisengitter, den Kriegern Durchzug gewährend, die auf hochaufgetürmten Wagen, der eine ernst, der andere jauchzend mit gelüfteten Hüten ihr vielleicht letztes Lebewohl in die Gasse zurücksandten.

Rosi war ein Familienmitglied im Haus Keles geworden, und dort wurde ihr klar, dass Leser kein Schidduch (Partie) für sie sein sollte, und wie sehr Schimme der Schreiber für sie passe, und wie sie ohne ihn nicht leben könne. Doch waren sie beide noch sehr jung und wollten warten. Schimme hatte durch Verwendung Keles eine Stelle als erster Schreiber beim Notar bekommen, wo er zu dessen Zufriedenheit sich immer mehr entwickelt hatte.

Viele Monate dauerte der Krieg, und fast kein Schabbes verging, ohne dass der Chasen (Vorbeter) nicht einem Gefallenen der Kehille (Gemeinde) einen Trauerpsalm widmete; als er einmal den Namen Leser ben (Sohn des) Getzel nannte, hörte man von der Frauenschul ein erstickendes Wei-

nen, das Rosi in holder Unschuld dem früheren Verlobten in die ewige Ruhe nachsandte.

Als der Krieg zu Ende war und sich der Muhme Kele wieder eine ruhigere und fröhlichere Stimmung bemächtigt hatte, ließ sie ihren Schützling zu sich kommen. „Nu, Schimmele, wie wär’s wenn du das arme Mädlel unter die Chuppe (Trauhimmel) führen möchtest, du hast doch ein anständiges Auskommen?“ „Was sagst du, das arme Mädlel?“ kam Socher plötzlich das zwischen, „das ist nicht wahr, sie is kein armes Mädlel, denn ich geb ihr e gute Nedann (Mitgift) mit, wie es sich für Socher Brünners Tochter passt, hast du mich verstanden?“ Kele war über die plötzliche Umwandlung ihres Mannes ganz erstaunt, und schon hatte sie ihr geblühtes Tuch bei der Hand, in das sie ihren Freudentränenstrom ergoss. „Du bist doch e goldener Mensch,“ jauchzte sie Socher entgegen. Schimme hatte sich zu allem bereit erklärt, was diese prächtigen Menschen mit ihm beschließen wollten, und mit herzlichen Dankesworten empfahl er sich.

Am nächsten Mauze-Schabbes (Sabbat Ausgang) wurde „Tnoim-Schreiben“ (Verlobungsbrief) gemacht, und Schwarz Jockl,

der noch nie im Leben ein so rein gewaschenes Gesicht gehabt, wie heute, grinste vor Vergnügen, sich in der Gesellschaft Reb Sochers zu sehen, und im Innern wurde er mit sich einig, dass Schreiben doch auch eine Arbeit ist. Er sagte sich: der eine schreibt mit der Feder und der andere schreibt mit dem Hammer.

Nach einigen Wochen stand das junge Paar unter der Chuppe, ihm zur Seite standen Socher und Frau Kele als „Unterführer“. Kele dachte an die fünfzig Jahre zurück, und wie der Row (Rabbiner) dem Chossen das „Hare at (Trauformel) vorsagte, konnte sich Kele nicht mehr länger halten und entfaltete ihr Tuch; aber diesmal war es kein geblümtes, sondern ein Spitzentuch; dabei stieß sie Socher an den Ellbogen und flüsterte ihm zu: „Siehste, Socher, so sind wir zwei auch dagestanden,“ worauf er bejahend nickte.

Notel der Färber.

Zu einem der wichtigsten Gewerbetreibenden des Ghetto gehörte Notel der Färber. Der liebe Leser möge sich in diesem Unternehmen ja keinerlei Fabriksbetrieb mit rauchenden Schornsteinen und ratternden Maschinen vorstellen, auch keinerlei größeres gewerbliches Etablissement, solche Pläne lagen Notel fern. Er war mit seinem kleinen Handbetrieb zufrieden, der aus einem roten „Weitling“ bestand, dies die lokale Bezeichnung einer großen Schüssel aus Ton, die für wenig Geld zu erstehen war. Das Farbenmaterial war auch in den allerkleinsten Grenzen gehalten, auf künstlerische Farbnuancen konnte man sich bei Notel nicht einlassen. Goethes Farbenlehre schien ihm fremd gewesen zu sein.

Bei Auffärbung eines Stoffes riet er immer zu „blau“. Diese Farbe hatte er stets in größerer Quantität am Lager, er machte sozusagen meistens in dieser Farbe.

Er hatte auch deshalb stets blaue Hände. Wenn man ihn wegen dieser hänselte, erwiderte er voll Stolz: „E feiner Mann trägt immer Handschuhe, bei mir sind se gleich angemalt.“

Der Ertrag seiner Färberei war aber nicht hinreichend, seine ohnehin bescheide-

nen Lebensansprüche zu decken, deshalb hatte er noch verschiedene Nebenerwerbszweige.

Er reparierte Sonnen- und Regenschirme, war Fleckputzer, Hühneraugenschneider, „balbierte“, schnitt den Knaben die Haare, an die Erwachsenen wagte er sich nicht 'ran, dazu fühlte er sich nicht befähigt genug.

Außerdem war er noch interimistisch bei Hochzeiten als Stütze des „Lieberer“, als „Sarver“ tätig, hergeleitet von dem Worte „servieren“. In dieser Eigenschaft band er sich eine sogenannte „weiße“ Schürze um und schwang mit Grazie in der Hand eine mächtige Serviette, schon mehr Laken zu nennen.

So stolzierte er vor Beginn des Hochzeitmahles durch die Gasse, wobei er mit seiner piepsenden Stimme die Einladungsformel an die Gäste ergehen ließ: „Alle gebetene Leut' sollen komme' zur Chassene“ (Hochzeit), und unter scherzhaften Bemerkungen fügte er hinzu, dass sich jeder Gast Messer und Gabel mitbringen möge.

Nachdem beim Hochzeitsmahl die erste Speise aufgetragen war und die „gebetenen Gäste“ vergnügt schmausten, hatte Notel den Ehrendienst, die Hochzeitsgeschenke auszurufen, das heißt die Spender namhaft

zu machen. Natürlich hatte sich Notel vorher noch reichlich mit Speis' und Trank versehen, denn nach der Chassene, da gab's zumeist nichts mehr.

Beim Aufrufen der Geschenke nun ließ Notel alle seine Grazie walten und tat so, als ob er die Geschenke veranlasst hätte und sein Verdienst es sei, dass diese in so großer Anzahl eingetroffen. „Ein silberner Kaffeeschöpfer mit Goldeinlage, geschenkt von Reb Elie Silbermann, Chossen zad (von Seiten des Bräutigams), so fing er an, dann kamen die Geschenke von Seiten der Brautverwandten: „Kalle zad, Reb Berl Taubensaft schenkt e' wunderschönen Becher aus Glas, echt französisch, geschliffen, sehr kostbar, man kann daraus trinken den feinsten Wein.“

So ging's mit allen Lobeserhebungen über jedes Geschenk; wenn dies auch noch so minderwertig war, wurde es in der Hand Notels zum Kunstwerk gestempelt.

Nach dem Ausrufen eines jeden Gegenstandes tat Notel einen kräftigen Schluck aus der vor ihm stehenden Weinkanne, ein Glas schien ihm zu winzig in seiner robusten blauen Hand. Als er an die letzten Geschenke gelangt war, da wusste er schon nicht mehr, ob dies von Seiten der Braut oder des Bräutigams Verwandten gestiftet.

da rief er einfach nur die Namen der Spender, die er auch vielfach verwechselte. Aber in diesem Stimmengewirr und in dem Festestaumel fiel dies nicht weiter auf.

Wie und wo Notel am nächsten Morgen erwacht, wusste er in den seltensten Fällen.

Ein mehrtägiger Katzenjammer folgte stets einem solchen stürmischen Festtage.

Die Tätigkeit in der Färberei und sonstigen Nebenberufen wurde dann für einige Zeit etwas in den Hintergrund gedrängt.

An solchen Tagen übernahm Notel keinerlei Garantien für die richtige Farbe.

Nur in dringenden Fällen nahm er Aufträge entgegen und spielte sich einst bei einem solchen Vorkommen ein höchst erschütterndes Ereignis ab.

Ein ehrbares Gemeindeglied war zu einer Hochzeit nach auswärts geladen, dazu brauchte er zu seinem schwarzen Rock eine ebensolche Hose, er besaß nur eine, deren hellgraue Farbe schon unmodern geworden. Da sollte Notel helfend eingreifen und diese Hose schwarz färben, er hatte aber gerade so einen schweren Hochzeitstag hinter sich, doch in seiner Katerstimmung färbte er die Hose statt schwarz grün. Ob der Auftraggeber die Hochzeit mit dieser grünen Hose mitgemacht, darüber ist aus der Chronik der Irrungen Notels nichts

in die Öffentlichkeit gedrungen; den Färblohn hat Notel aber jedenfalls nicht erhalten. Man sah diesen nur tags darauf mit verbundenem Gesicht durch die Gasse schleichen, und auf Befragen, was die Ursache dieser Umhüllung sei, hatte er nur eine ausweichende Antwort. Seit jener Zeit machte ihm das „Färben“ keine Freude mehr, die Färberei trat in Liquidation. Er wandte sich nunmehr mit voller Hingebung seinen anderen Nebenberufen zu, denen sich im Laufe der Zeit noch mehrere hinzugesellten.

Pessach (Ostern) war er beim Mazzesbacken eine unentbehrliche Kraft, er war „Maschgiach“, er hatte die aus dem Ofen gelangten Mazzes mit einem Gänseflügel von der Asche zu reinigen. Mit welcher Aufmerksamkeit und Geduld tat er dies. Keinen Blick wendete er von seiner Tätigkeit ab, als ob das Heil der Gemeinde von ihm abhinge, so gewissenhaft versah er sein Amt.

Vor „Schwuos“ (Frühlingsfest) handelte er mit grünen Laubzweigen und schmückte die Eingangspforten der kleinen Leute mit diesem Grün.

Im Sommer beschäftigten ihn ja seine Sonnen- und Regenschirme und sonstige kleinen Extratätigkeiten.

So floss sein Leben dahin in ewigem Einerlei, still und gottergeben mit dem unauslöschlichen Gedanken im Herzen, seine frühverstorbene Frau Chaje einst im „Gan Eden“ (Paradies) wiederzusehen, um dort vereint mit ihr in der Ewigkeit weiterzuleben.

Notel wurde von einem Leiden befallen, das seine Arbeitskraft völlig erlahmte, seine kleinen Nebenbeschäftigungen musste er nach und nach aufgeben, hier und da bekam er noch einen kleinen Gegenstand zum Reinigen, wozu er irgendein Präparat verwendete, dessen Feuergefährlichkeit er nicht zu kennen schien. Er stellte die Flasche mit diesem in den Ofen, der im Sommer doch nicht zur Verwendung kam.

Als jedoch der Herbst kam, warf ihn sein Leiden völlig aufs Krankenlager, und seine Sehnsucht und Freude, des Chasen Reb Esriels berühmtes „Kol nidrei“ (Gebet am Vorabend des Versöhnungsfestes) anzuhören, sollte nicht mehr erfüllt werden, denn als der „Jom Kippur“ (Versöhnungsfest) nahte, konnte Notel seine stille Klausur nicht mehr verlassen.

Er musste den Gottesdienst zu Hause verrichten, und in dieser „Kol nidrei“ Nacht saß er in den Gebetmantel gehüllt am Bettrand, den „Jom Kippur Machsor“ (Gebet-

buch) in der Hand und hatte sich in inbrünstigem Gebet mit seinem Gott vereinigt.

Über dem Ghetto lagerte eine weihevollere Stille, die Schul war voll von Andächtigen, denn auch aus den umliegenden Ortschaften waren die „Dorfjuden“ herbeigekommen, um den großen Tag der Versöhnung inmitten ihrer Glaubensgenossen zu erleben. Nach dem „Anbeißen“ (Bezeichnung für erstmaliges Essen nach 24stündiger Fastenszeit) fuhren sie dann wieder in ihre Dörfer zurück.

Kleine Öllämpchen sah man aus allen Fenstern gespenstisch flimmern, dem Andenken an die Toten geweiht. Stumm und andächtig lasen die Daheimgebliebenen in ihren Erbauungsbüchern, sie weilten alle im Geiste fern von irdischem Getriebe in der Welt der Erlösung und des Friedens. —

In der Schul hatte der Chasen (Cantor) Reb Esriel die Zuhörer mit seinem künstlerischen, weihevollen Gesang in jene ekstatische Stimmung versetzt, die der Tag schon durch die bedingte Kasteiung erfordert.

Unter mechanischem Wiegen des Körpers schlugen sie sich mit der zur Faust geballten Rechten an die linke Brustseite, und im Chorus ertönte das markerschütternde „Al chet“ Gebet.

Doch plötzlich geht eine Bewegung

durch die Reihen, Schreck erfasst jung und alt, der Chasen unterbricht seine Klagemelodie. Aller Andächtigen Blick war nach der Eingangspforte gerichtet, woher der Ruf „Feuer“ in die Menge geschleudert war. In wenigen Minuten war das Gotteshaus geleert, ein jeder stürmte nach Hause, um nach den Seinen zu sehen, noch ehe man dachte, den Ausgangspunkt der Gefahr zu erforschen.

Die Nacht war hell und sternklar, nur ein Flammenschein spiegelte sich in schaurig blutigem Rot am Himmel. Schreckensrufe ertönten durch die Nacht, angstverzerrte Gesichter, in Schweiß gebadete Männer mit den weißen Gebetmänteln angetan, das dünne „Häubel“ auf dem Kopfe, eilten sie die obere Gasse hinauf, von wo der Feuerschein gekommen. Die Heiligkeit dieser Nacht, die mit dem erhebenden „Kol nidrei“ (Gebet) so weihevoll begonnen, musste einer profanen Arbeitsnacht weichen.

Bei Notel Färber brannte es. Die strengen Gebote der Religion mussten gebrochen werden, denn jetzt hieß es, Weib und Kind. Hab und Gut in Sicherheit bringen. Die einen stürmten zur Gemeindespritze, die andern begannen aus den gefährdeten Häusern Kinder und Greise an der Hand hinauszuführen. In Decken gehüllt lagerten sie

sich auf der Straße, ein Wehgeschrei erfüllte die Luft.

Notels Häuschen, das sich einsam an die Friedhofsmauer lehnte, stand in Flammen gehüllt, Rauch drang aus den geborstenen Fensterscheiben, und unter Aufwendung aller Kräfte drangen zwei junge Männer durch ein in den Friedhof blickendes Fenster. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihren Augen. Geschwärzt vom Rauch und versengt an Bart und Haar starrte ihnen Notel, am Bettrand sitzend, mit dem verkohlten Jom Kippur Gebetbuch in der Hand, leblos entgegen.

Durch tatkräftiges Eingreifen aller Gemeindeglieder konnte man des Feuers bald Herr werden, nur ängstigte man sich über das längere Verweilen der mutigen Jünglinge. Diese hatten jedoch noch eine andere Mission zu erfüllen; sie hatten den Toten an die Erde gelegt, und ein Laken über ihn gebreitet. Dann gaben sie der harrenden Menge Kunde vom Geschehenen.

„Boruch dajon emes“ (gelobt sei der wahrhafte Richter) tönte es zu dem geöffneten Fenster empor. Gesenkten Hauptes zerstreute sich die Menge, um den Rest dieser schaurigen „Kolnidrei“-Nacht mit inbrünstigen Gebeten zu beschließen.

Meschugge Hindl.*)

In der Reihe der weiblichen Originale des Ghetto nahm „meschugge (verrückt) Hindl“ unstreitbar den ersten Platz ein. Sie war erblich belastet, denn ihr Vater war schon einer jener Sonderlinge, welche in keinem kleinstädtischen Gemeindewesen fehlen.

Trotzdem fand sich ein Mann, der in Liebe einst um sie geworben.

Aber nur drei Jahre lang war es dem Glücklichen gegönnt, sein liebeiches Erdenwallen an der Seite dieser nicht wortkargen Lebensgefährtin dahinfließen zu sehen.

Trotzdem ihr innerer Kern kein schlechter war, fürchtete man sie, denn ihre Worte waren Feuer und Schwert, und ihre Blicke zündende Blitze. Diesem Familienidyll entsprossste ein allerliebstes Söhnchen, das auf den Namen Feischl (Philipp) hörte.

In späteren Jahren erbte auch er das Familienattribut „Meschugge“.

Hindls Erwerbszweig war der Geflügelhandel. Sie kaufte bei den Landleuten der Umgegend junge Gänse und Enten, fütterte sie groß, und wenn die Bratenvögel das nötige Gewicht erlangt hatten, wurden sie

*) Vorname, von Hanne hergeleitet.

geschlachtet und in den Handel gebracht. Feischel half ihr dabei tüchtig, namentlich im Rupfen des Geflügels hatte er es zu einer besonderen Fertigkeit gebracht.

Im Winter, an den langen Abenden hatte Hindl eine größere Schar alter Weiber um sich versammelt, da wurden die Federn geschlissen, die auch einige gute Groschen brachten. Was da für „Maasses“ (Erzählungen) und „Lozelach“ (Scherze) zum Besten gegeben wurden, würde Bände füllen. Feischl leistete sich bei diesem Federnschleißen manch besondere Scherze. Seine beste Nummer war, wenn er mit einem Rohr in die eben geschlissenen Federn blies, die wirbelten so im Zimmer umher, dass es eine Freude war, natürlich nicht für Feischls Mutter. Denn die hatte mit dem Jungen einen schweren Stand, da die derbe Hand des Vaters fehlte.

Hindi war Mitbesitzerin des von ihr bewohnten kleinen einstöckigen Häuschens in der unteren Gasse.

Der erste Stock, bestehend aus einer Stube und Küche, war ihr Eigentum, während der zur ebenen Erde gelegene Teil einem älteren Balbos, Reb Meier-Leeb Hirschl gehörte.

Die beiden Hausbesitzer konnten aber in Fragen, das Haus betreffend, fast nie

eine Einigkeit erzielen. Wollte Meier-Leeb die Fassade grün übertünchen, bestand Hindi auf gelb. Da aber keiner dem andern nachgeben wollte, strich jeder sein Teil nach Gutdünken an, so dass der zu ebener Erde gelegene Teil grün, und der im oberen Stock gelb war, man kann sich daher, ohne seine Phantasie besonders anzuspannen, diesen malerischen Effekt vergegenwärtigen. Begoss Hindel ihre Blumentöpfe, so tat sie dies just dann, wenn Meier-Leeb auf der vor seiner Tür befindlichen steinernen Bank saß und seine Pfeife behaglich schmauchte. Da troff das Wasser gleich rieselnden Bächen von oben herab.

Dem folgte alsbald ein Schelten und Zanken. „Du meschuggene Machscheffe (Hexe), du Ases Ponim (freches Gesicht), du“ und andere nicht wiederzugebende Kosenamen sandte Meier-Leb erregt seiner lieblichen Nachbarin hinauf. Man duzte sich natürlich, da man sich von Kind auf kannte.

Das war nun das Zeichen zu Hindls noch kräftigeren Ergüssen. „Du schlimmaseldiger Kugelfresser du — e Kugel in dei' Kopf, aber ka Scholetkugel (Gebäck in Kugelform), sondern e Kanonkugel“, rief sie in wütender Exaltation, dabei ertönte das Klirren des Fensters, das sie hastig aufriss.

So wurden die zärtlichsten Schmeichel-

worte eine Weile ausgetauscht, bis Nachbarn auf das Zankduett aufmerksam geworden, auf die kriegführenden Parteien beschwichtigend einzuwirken suchten.

Nach solch' einem Auftritt war gewöhnlich einige Tage Ruhe, aber bald fand sich wieder Gelegenheit zu neuem Meinungswechsel.

Solche Vorkommnisse waren nichts Neues mehr in der Gasse, man hatte sich allmählich daran gewöhnt.

Das liebliche Feischelchen stand bei einem solchen Geplänkel stets an einem Fenster und grinste schadenfroh den vielgeprüften Nachbar an und blökte dabei mit der Zunge. Für die Dauer wurde dem friedliebenden Meier-Leeb das täglich über sein Haupt schwebende Ungewitter doch unerträglich, er erwog daher den Gedanken, sein Hausanteil zu verkaufen.

Da aber Hindi einen neuen Mitbesitzer nicht gern gesehen hätte, suchte sie den beabsichtigten Verkauf Meier-Leeb's stets zu vereiteln. Fand sich ein Kaufliebhaber ein, veranstaltete Hindi vereint mit ihrem Sprössling einen wahren Hexensabbath; sie warf Stühle um, schleuderte allerlei Geräte umher, während Feischl den großen Mörser bearbeitete.

Dieser Wohlklang hielt jeden Kauflustigen ab, an Meier-Leebs Stelle zu treten und aus dem Handel wurde nichts. Was blieb dem armen Meier-Leeb übrig, er musste sich in Geduld fassen und die Gelegenheit der Abrechnung mit Hindi abwarten.

Nach einiger Zeit kam der rettende Gedanke. Vor nichts hatte Hindi eine größere Angst, als vor Hunden.

Wenn sie einen Hund nur von weitem erblickte, ergriff sie schon das Hasenpanier. Diese Schwäche Hindls' machte sich Meier-Leeb zu nütze.

Er kaufte nämlich bei den Weinbauern den in den Fässern abgelagerten Weinstein, er klopfte diesen selbst heraus, füllte ihn in Säcke und musste oft einen stundenlangen Weg, mit dieser Last auf dem Rücken, zurück legen.

Nun wollte er sich seinen mühevollen Beruf etwas erleichtern, dazu schaffte er sich einen Hund an, der vor einen Karren gespannt gute Dienste leisten sollte.

Als er nun mit diesem Gespann in den Hof fuhr und der neue Hausgenosse durch das Gekläffe seine Existenz kundtat, wurde Hindi von einem namenlosen Schreck erfasst, der sich noch steigerte, als sie sah, wie Meier-Leeb den Hund an die zu ihrer Behausung führende Holztreppe band.

Nun hielt sie mit Feischl ernstlich Kriegsrat, was nun zu tun, denn sie sah sich von Meier-Leeb überlistet.

„Weißt du was, Mammeleben,“ rief Feischl, „ich werd’ den Hund vergiften?“

Hindi konnte sich aber dazu nicht einverstanden erklären, ein schuldloses Tier zu töten, das Verbot ihr die Religion.

Sie warf daher Feischl einen strafenden Blick zu: „Cholile wechas (Ausdruck der Abwehr), das darfst du nicht tun, woll’n wir die Sache überschlafen, bis morgen werd’ ich schon das Richtige gefunden haben; geh’ Krias schma leienen (Nachtgebet hersagen) und schlafen,“ befahl sie Feischl.

An diesem Abend getraute sie sich nicht mehr ihr Heim zu verlassen, doch Hindi konnte keine Ruhe finden. Angekleidet saß sie in dem altersschwachen Lehnstuhl, in dem ihre Großmutter noch gesessen. Der Gedanke an den gefürchteten Hund verließ sie nicht, und allerlei Pläne kreuzten ihren Sinn.

Feischl aber schnarchte gemütlich in einer Ecke. Damit einmal schnellte Hindi von ihrem Sitz empor, als ob sich nun etwas Großes ereignen sollte. Sie trat an Feischls’ Lager, rüttelte den sorglosen Schläfer, ihm ins Ohr rufend: „Feischl, steh auf, wir zieh’n aus — in dem Haus halt’ es mich

nicht länger, so ein Mamser Tomer (Schimpfwort), so ein alter Chuzpedik (Frechling) zerstört mir mei' Scholem,“ (Frieden), begann sie auf Meier-Leeb loszudonnern, dabei hatte sie die Federbetten zusammengerafft, in ein Laken gehüllt und so sich reisefertig gemacht.

Feischl wusste nicht, wie ihm geschah, schlaftrunken starrte er seine Mutter an und hätte sich am liebsten wieder in seine Decke gehüllt, aber das, was er sah, ermunterte ihn.

„Mutter, jetzt in der Nacht, wo willst du hin, wer wird dich einlassen?“ wagte er dagegen einzuwenden. Doch da half kein Widerstreben, was sich Hindi einmal in den Kopf gesetzt, musste ausgeführt werden.

So sah man kurze Zeit darauf das Paar, jeder ein Bündel auf dem Rücken, durch die Gasse schreiten.

Es war eine mondhele Herbstnacht, kein Lüftchen regte sich. Gespenstisch zuckte der Schatten der beiden Nachtwandler auf dein Straßenpflaster. Des Wächters schwere Tritte hallten durch die Nacht und dessen Ruf klang aus in den althergebrachten Sermon: „Gebt acht auf's Feuer und auf's Licht, damit kein Schaden g'schieht — hat zwölfe g'schlagen!“ Sonst durchbrach nichts die Stille der Gasse. Alle Häuser des

Ghetto lagen in tiefer Finsternis, nur das Nëir Tomid (ewiges Licht) in der Schul warf seine Strahlen durch die roten Scheiben und durch die Fensterläden des Schiur-zimmers (Lehrsaal) drang ein matter Schein auf die Gasse.

Hindi trat an dieses Fenster, horchend legte sie ihr Ohr daran, sie vernahm Männerstimmen. Einige übereifrige Bocherim (Talmudjünger) schienen in einen erregten Disput geraten zu sein. Hindi pochte an die Fensterläden eine Weile hernach verstummten die Reden, dann öffnete ein mutiger Jünger der Wissenschaft das Fenster. Als man Hindi mit ihrem Sekundanten in diesem Aufzuge dastehen sah, denn deren Absonderlichkeiten waren nicht unbekannt, ertönte im Chorus ein schallendes Gelächter.

„Was wollt Ihr Muhme Hindi, jetzt zu so später Stund’?“ schrie sie der Bocher an.

Noch ehe er die Frage weiter ausdehnen konnte, musste er zur Seite weichen, denn Hindi hatte die beiden Bündel flugs durchs Fenster geworfen und mit den Worten: „Jetzt kommen wir nach,“ machte sie Miene, durchs Fenster zu steigen, das sich kaum in Meterhöhe vom Erdboden befand. Daran wurde sie aber noch rechtzeitig von den Bocherim gehindert, denn man konnte doch

Hindi und Sohn in diesen der Wissenschaft geweihten Räumen nicht übernachten lassen. Aber etwas musste doch geschehen, um die exaltierte Frau und deren Opfer Feischl zu so später Stunde nicht auf der Gasse zu lassen.

Nach langem Hin- und Herreden entschlossen sich die Bocherim, nachdem sie von Hindi die Ursache ihrer nächtlichen Wanderschaft erfuhren, sie in ihr Haus zurückzuleiten.

Die Versicherung, dass bei einer aus fünf bis sechs Köpfen bestehenden Eskorte ja nichts zu befürchten sei, beruhigte die geängstigte Frau, und sie trat den Heimweg an.

Wer beschreibt aber die allgemeine Überraschung, als man in dem Hof ankam und statt einen Hund bloß eine Hundekette vorfand. Wie von einem schweren Alp befreit, atmete Hindi wieder auf, ob dieser sonderbaren Fügung. Die Bocherim schüttelten verwundert ihre Köpfe, denn ein frecher Diebstahl lag hier unbedingt vor.

Was ließ sich aber zu so vorgerückter Stunde tun, den vielgeprüften Meier-Leeb jetzt aufwecken hatte keinen Zweck, so entschloss man sich, den Kriminalfall auf morgen zu vertagen.

Hindi hatte sich scheinbar beruhigt und

kletterte mit ihrem Söhnchen die altersschwache Holzterre hinauf.

Meier-Leeb war während Hindls feierlichem Einzug wach geworden, getraute sich aber nicht, seine Fensterläden zu öffnen, denn er ahnte nichts Gutes. Er erwartete bange Herzens den heranbrechenden Tag. Der Wächter verkündete die vierte Stunde. Meier-Leeb raffte sich auf, denn er wollte zu S'chor briß (Frühgottesdienst) in die Schul gehen, der immer einige Wochen vor Roschhaschonoh (Neujahr) abgehalten wurde.

Als er den Hof betrat, traute er seinen Augen kaum, sein neuer Hausgenosse war verschwunden. Sein Verdacht, der Urheber dieses Anschlags zu sein, fiel natürlich auf Hindi und Sohn.

Wütende Blicke warf er hinauf zu deren Fenster, wobei er mit geballter Faust eine drohende Gebärde machte. Als Meier-Leeb nach dem Gottesdienst wieder nach Haus geeilt war, kam ihm Hindl händeringend entgegen, ihr Haar hing wirr über die Schläfen, ihr Blick war verstört, und irre Reden führte ihr Mund. Ihr folgte Feischl mit einem Prügel in der Hand. Meier-Leeb stiegen schreckliche Bilder vor seinen Augen auf. „Ribbaunau schel aulom (Herr der Welt), was ist geschehen?“ rief er

angsterfüllt. „Ich bitt’ dich, guter, teurer Meier-Leeb, schaff’ mir den Hund aus der Küche,“ flehte Hindi. Eine solche liebevolle Anrede aus deren Mund zu vernehmen, kam ihm höchst sonderbar vor, es war nicht anders, Hindi hatte den Verstand verloren. Bald dämmerte es in Meier-Leeb. Der treue Sultan musste sich nachts von seiner Kette losgemacht haben und war in Hindls Wohnung gedrungen. Meier-Leeb, der seit Jahren Hindls Schwelle nicht betreten, schickte sich nun an, hinaufzugehen, um sich des Ausreißers zu bemächtigen. Als er aber kaum die Stiege betreten, lief ihm Sultan mit dem Schwanz wedelnd entgegen und knurrte vergnügt, als er seines Herrn ansichtig wurde. Hindi aber entfloh eiligst, und ihr folgte Feischl mit dem Knüppel noch immer in der Hand. Die Nachbarn steckten ihre Köpfe neugierig zu den Fenstern hinaus, und bald war Hindls Erlebnis im Munde aller.

Hindl aber war nicht mehr zu bewegen, ihr Heim zu betreten, ehe Meier-Leeb den Hund nicht entfernt. Das kam ihm aber nicht in den Sinn, so blieb Hindi nichts anderes übrig, als in das Hekdisch (Versorgungshaus) zu ziehen, wo es immer Notquartiere gab, bis sie ihr Hausanteil verkauft.

Erinnerung

Annelie Weinberger
Gitarrenversion:
Heinz-Gerhard Greve 2026

Andante

The first system of music is written on a single staff in treble clef with a key signature of one sharp (F#) and a 4/4 time signature. It begins with a common rest of 8 measures. The melody starts on the first measure with a quarter note G4, followed by quarter notes A4, B4, and C5. The second measure contains a quarter note D5, a quarter note E5, and a quarter note F#5. The third measure has a quarter note G5, a quarter note A5, and a quarter note B5. The fourth measure features a quarter note C6, a quarter note B5, and a quarter note A5. The fifth measure has a quarter note G5, a quarter note F#5, and a quarter note E5. The sixth measure contains a quarter note D5, a quarter note C5, and a quarter note B4. The seventh measure has a quarter note A4, a quarter note G4, and a quarter note F#4. The eighth measure features a quarter note E4, a quarter note D4, and a quarter note C4. The ninth measure has a quarter note B3, a quarter note A3, and a quarter note G3. The tenth measure contains a quarter note F#3, a quarter note E3, and a quarter note D3. The eleventh measure has a quarter note C3, a quarter note B2, and a quarter note A2. The twelfth measure features a quarter note G2, a quarter note F#2, and a quarter note E2. The thirteenth measure contains a quarter note D2, a quarter note C2, and a quarter note B1. The fourteenth measure has a quarter note A1, a quarter note G1, and a quarter note F#1. The fifteenth measure features a quarter note E1, a quarter note D1, and a quarter note C1. The sixteenth measure contains a quarter note B0, a quarter note A0, and a quarter note G0. The system ends with a double bar line.

5

The second system of music continues on a single staff in treble clef with a key signature of one sharp (F#) and a 4/4 time signature. It begins with a common rest of 8 measures. The melody starts on the first measure with a quarter note G4, followed by quarter notes A4, B4, and C5. The second measure contains a quarter note D5, a quarter note E5, and a quarter note F#5. The third measure has a quarter note G5, a quarter note A5, and a quarter note B5. The fourth measure features a quarter note C6, a quarter note B5, and a quarter note A5. The fifth measure has a quarter note G5, a quarter note F#5, and a quarter note E5. The sixth measure contains a quarter note D5, a quarter note C5, and a quarter note B4. The seventh measure has a quarter note A4, a quarter note G4, and a quarter note F#4. The eighth measure features a quarter note E4, a quarter note D4, and a quarter note C4. The ninth measure has a quarter note B3, a quarter note A3, and a quarter note G3. The tenth measure contains a quarter note F#3, a quarter note E3, and a quarter note D3. The eleventh measure has a quarter note C3, a quarter note B2, and a quarter note A2. The twelfth measure features a quarter note G2, a quarter note F#2, and a quarter note E2. The thirteenth measure contains a quarter note D2, a quarter note C2, and a quarter note B1. The fourteenth measure has a quarter note A1, a quarter note G1, and a quarter note F#1. The fifteenth measure features a quarter note E1, a quarter note D1, and a quarter note C1. The sixteenth measure contains a quarter note B0, a quarter note A0, and a quarter note G0. The system ends with a double bar line.

Vögele der Maggid (eBook)

Eine Geschichte aus dem Leben einer kleinen jüdischen Gemeinde
von Aaron David Bernstein, 1864
+ Vögele der Maggid für klassische Gitarre

Mendel Gibbor (eBook)

von Aaron David Bernstein, 1865
+ Mendel Gibbor für klassische Gitarre

Die vierte Galerie (eBook)

Ein Wiener Roman
von Oskar Rosenfeld, 1910
+ Die vierte Galerie für klassische Gitarre

Tage und Nächte (eBook)

Novellen
von Oskar Rosenfeld, 1920
+ Tage und Nächte für klassische Gitarre

Mendl Ruhig (eBook)

Eine Erzählung aus dem mährischen Ghettoleben
von Oskar Rosenfeld
+ Mendl Ruhig für klassische Gitarre

Vom Cheder zur Werkstätte (eBook)

Eine Erzählung aus dem Leben der Juden in Galizien von F. v. St. G.
Moritz Friedländer, Wien 1885
+ Vom Cheder zur Werkstätte für klassische Gitarre

Gedichte (eBook)

von Ludwig Franz Meyer
+ Ein Gedicht für klassische Gitarre

Polnische Juden (eBook)

Geschichten und Bilder von Leo Herzberg-Fränkell,
1888, dritte vermehrte Auflage
+ Aus der vergangenen Zeit für klassische Gitarre

Eduard Kulke, Ausgewählte Werke (eBook)

+ Musiknoten für das Stück Voskobari 167 für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 1. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 139“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Frankfurt a. M. (1150-1824) von I. Kracauer, 2. Band (eBook)

+ Noten „Voskobari 140“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Nürnberg und Fürth von Hugo Barbeck, 1878 (eBook)

+ Noten „Voskobari 146“ für klassische Gitarre

Für unsere Jugend. Ein Unterhaltungsbuch für israelitische Knaben und Mädchen.

Herausgegeben von E. Gut (eBook)

+ Noten „Voskobari 143“ für klassische Gitarre

Songs from the Ghetto By Morris Rosenfeld (eBook)

„Mein Judentum“ (eBook)

Die hauptsächlichsten unterscheidenden Merkmale des Judentums und des Christentums. Für jung und alt dargestellt von Isaac Herzberg

+ Noten „Voskobari 145“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Berlin von Ludwig Geiger, 1871 (eBook)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Die Juden in Trier von Fritz Haubrich (eBook)

+ Noten „Voskobari 149“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Magdeburg von Dr. Moritz Spanier (eBook)

+ Noten „Voskobari 150“ für klassische Gitarre

Bilder aus der Vergangenheit der jüdischen Gemeinde Mainz von Dr. Siegmund Salfeld (eBook)

+ Noten „Voskobari 160“ für klassische Gitarre

11 Bücher von Ida Oppenheim (28.8.1864 – 19.10.1935) (eBook)

+ Noten „Voskobari 151“ für klassische Gitarre

8 Bücher von Isaak Herzberg (18.6.1857 – 6.11.1936) (eBook)

+ Noten „Voskobari 152“ für klassische Gitarre

Geschichte der Juden in Olmütz von Prof. Dr. Berthold Oppenheim (eBook)

+ Noten „Voskobari 153“ für klassische Gitarre

Märchen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 142“ für klassische Gitarre

Novellen von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 154“ für klassische Gitarre

Jüdisches Kind aus dem Osten von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 136“ für klassische Gitarre

Wölfleins Liebe, Roman aus dem Kinderleben, von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 157“ für klassische Gitarre

Weitere Texte von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 158“ für klassische Gitarre

Sünde wider den Geist von Clara Michelson (eBook and paper book)

+ Noten „Voskobari 148“ für klassische Gitarre

Bilder aus dem Leben jüdischer Sträflinge, von Abraham Guttman (eBook)

+ Noten „Voskobari 141“ für klassische Gitarre

Dorfjuden. Ernstes und Heiteres von Ostischen Leuten + Ostdeutsches Judentum.

Tradition einer Familie, von Heinrich Kurtzig (eBook)

+ Noten „Voskobari 159“ für klassische Gitarre

Das Mädchen von Tanger. Einer wahren Begebenheit nacherzählt, von Dr. W. Herzberg (eBook)

+ Noten „Voskobari 155“ für klassische Gitarre

Wenn das Glück will. Eine Erzählung aus dem Orient von S. D. Weiskopf (eBook)

+ Noten „Voskobari 137“ für klassische Gitarre

Zwei Generationen. Erzählungen + Vom östlichen Judentum. Religiöses, Literarisches, Politisches, von M. J. Bin Gorion (eBook)

+ Noten „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Kinder des Ghetto Band I/II + Tragödien des Ghetto, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten „Voskobari 272“ für klassische Gitarre

Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909)

+ Juden Freiburg i. B., von Adolf Lewin (eBook)

+ Noten „Voskobari 279“ für klassische Gitarre

Die Judenmassacres in Kischinew von Berthold Feiwel (eBook)

+ Noten „Voskobari 277“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), Zwei Werke in Jiddisch und Deutsch (eBook)

Jüdisches Kind aus dem Osten / (Di Yidishe Neshome) די יידישע נשמה

Der Baum und der Vogel / דער בוים און דער פֿויגל

+ Noten „Voskobari 136“ und „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

„Der Baum und der Vogel“ von Clara Michelson (1881-1942) auf Deutsch, Englisch, Französisch, Hebräisch, Jiddisch und Russisch (eBook)

+ Noten „The Song Of The Bird“ für klassische Gitarre

Clara Michelson (1881-1942), ENFANT JUIF DE L'EST (Jüdisches Kind aus dem Osten), L'ARBRE ET L'OISEAU (Der Baum und der Vogel) (eBook)

+ Sheet music The Song Of The Bird for classical guitar

Liebesgeschichten aus vielen Ländern von Meir Aron Goldschmidt (eBook)

+ Musiknoten für das Stück „Voskobari 161“ für klassische Gitarre

Altneue Menschen, Ein Judenroman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 164“ für klassische Gitarre

Ver Sacrum, Roman einsamer Mädchen von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 419“ für klassische Gitarre

Eva, Roman von Karl Teller (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 276“ für klassische Gitarre

Kindertage, Erinnerungen aus einem jüdischen Lehrerhaus von Samuel Blach (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 138“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 1. + 2. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 282“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 3. + 4. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 291“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 5. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 286“ für klassische Gitarre

Aus Vergangenheit und Gegenwart, 6. Band, Jüdische Erzählungen von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 301“ für klassische Gitarre

Fünf Wochen in Brody unter jüdisch-russischen Emigranten. Ein Beitrag zur Geschichte der russischen Judenverfolgung von M. Friedländer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 300“ für klassische Gitarre

Die russischen Judenverfolgungen. Fünfzehn Briefe aus Süd-Russland (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 275“ für klassische Gitarre

Die Judenstadt von Lublin von Majer Balaban (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 292“ für klassische Gitarre

Ostjüdische Legenden von Jonas Kreppel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 298“ für klassische Gitarre

Der Rabbi von Liegnitz von Ascher Sammter (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 417“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Arthur Silbergleit (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 389“ für klassische Gitarre

Sieben Bücher von Else Croner (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 412“ für klassische Gitarre

Von polnischen Juden (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 392“ für klassische Gitarre

Moses Pipenbrinks Abenteuer. Die seltsamen Erlebnisse eines kleinen jüdischen Jungen von C. Z. Klötzel (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 422“ für klassische Gitarre

Deutscher Kinderfreund für Israeliten (Seiten 1-104) von Dr. S. Werxheimer (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 414“ für klassische Gitarre

Fünf Bücher von Jizchok-Leib-Perez (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 401“ für klassische Gitarre

Sammlung preisgekrönter Märchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 424“ für klassische Gitarre

Träumer des Ghetto, Band I/II, von Israel Zangwill (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 283“ für klassische Gitarre

Die Familie y Aguillar, Erzählung von Dr. M. Lehmann (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 426“ für klassische Gitarre

Jüdische Sagen und Legenden für jung und alt, gesammelt und wiedererzählt von Dr. Bernhard Kuttner, 1. – 6. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 396“ für klassische Gitarre

Am Bahnhof und andere Novellen von Dowid Bergelson (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 411“ für klassische Gitarre

Jossele, Aus dem polnisch-jüdischen Jargon nach einer Erzählung von Jakob Dieneson frei bearbeitet, von Albert Katz (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 647“ für klassische Gitarre

Sippurim, Sammlung jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten und Biographien berühmter Juden, 1. – 8. Bändchen (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 651“ für klassische Gitarre

Gedichte von Anna Joachimsthal-Schwabe (eBook)

+ Noten für das Stück „Voskobari 650“ für klassische Gitarre

Das Baby-Liederbuch von Tom Freud (eBook)

Der Schlafgott, Aus der Märchensammlung von Hans Christian Andersen, illustriert von Suska (Anny Engelmann) (eBook)

+ Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023)

Von Kindern und Tieren, Bilder von Suska (Anny Engelmann), Ohne Text, dafür passende Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (2023) (eBook)

Der Kinder Bunte Welt in Garten, Haus und Feld, Verse von verschiedenen Dichtern, Mit Bildern von Anny Engelmann, 1928, Neu bearbeitet von Heinz-Gerhard Greve (2023)

+ Noten für das Stück „Old And New“ für klassische Gitarre (eBook)

6 Bücher illustriert von Suska (Anny Engelmann) inkl. Noten für klassische Gitarre Heinz-Gerhard Greve (eBook)

Das ist meine Welt!, an illustration by Anny Engelmann (1897-1942)

+ Voskobari 861, composed 2025 for classical guitar (eBook)

Ein Tag im Haushalt illustriert von Anny Engelmann (1897-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 666 für klassische Gitarre (eBook)

Wittewoll schlafen, Gedicht von Paula Dehmel, Komponist: M. Georg Winter (eBook)

3 Bücher illustriert von Hilde Koch (eBook)

Zwei Werke von Rahel Meyer (1806-1874): Rachel, Eine biographische Novelle von der Verfasserin der "Zwei Schwestern", 1859 / Zwei Schwestern, Ein Roman, 1853

+ Noten für das Stück Voskobari 663 für klassische Gitarre (eBook)

Zwei Romane von Rahel Meyer (1806-1874): Wider die Natur, 1863 / In Banden frei, 1865

+ Noten für das Stück Voskobari 632 für klassische Gitarre (eBook)

Spatz macht sich, von Meta Samson, Illustrationen von Lilly Szkolny, 1938

+ Noten für das Stück "Voskobari 654" für klassische Gitarre (eBook)

4 Bücher von Emma Bonn (1879-1942), Abkehr / Das blinde Geschlecht / Kind im Spiegel / Sonne im Westen

inkl. Noten für klassische Gitarre, Heinz-Gerhard Greve (2025) (eBook)

Das Tränentuch / Der tote Herr Sörensen, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 640 für klassische Gitarre (eBook)

Die Verirrten, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 644 für klassische Gitarre (eBook)

Die Mündung, von Emma Bonn (1879-1942)

+ Noten für das Stück Voskobari 656 für klassische Gitarre (eBook)

Feiertagsmärchen, von Frieda Mehler (1871-1943) (eBook)

Wir, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 733 für klassische Gitarre (eBook)

Von Wege, von Frieda Mehler (1871-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 738 für klassische Gitarre (eBook)

Mirjams Wundergarten, von Setta-Cohn Richter (1891-1943)

+ Noten für das Stück Voskobari 715 für klassische Gitarre (eBook)

In der Dämmerstunde, von Jenny Bergmann (1895-1944)

+ Noten für das Stück Voskobari 749 für klassische Gitarre (eBook)

Kriegsbriefe deutscher und österreichischer Juden, herausgegeben von Dr. Eugen Tannenbaum

+ Noten für das Stück Voskobari 736 für klassische Gitarre (eBook)

Drei Tage in Jüdisch-Russland, von Dr. Isaak Rülff

+ Noten für das Stück „Das Pferd“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Dybuk, Dramatische Legende in vier Akten, von Salomon Anski

+ Noten für das Stück „Dornröschens Hofball“ für klassische Gitarre (eBook)

Unter jüdische Proletariern, Reiseschilderungen aus Ostgalizien und Russlan, von Saul Raphael Landau

+ Noten für das Stück „Mailied“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Sohn des Hofagenten, von Heinrich Reuß

+ Noten für das Stück „Zwergenschmiede“ für klassische Gitarre (eBook)

Aus dem Tagebuch einer jüdischen Studentin, von Dr. Raphael Breuer

+ Noten für das Stück „Hexenritt“ für klassische Gitarre (eBook)

Gut Jomtob!, von Lion Wolff

+ Noten für das Stück „Gut Jomtob“ für klassische Gitarre (eBook)

Der Rabbi von Suwalki, Novelle von Selig Schachnowitz

+ Noten für das Stück „Heimkehr“ für klassische Gitarre (eBook)

Sheet music of Musikverlag Ulrich Greve:

14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar, 3 rd edition	eBook Paper book	UG 1038 UG 1039
14 Songs By Mark Warshawsky, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1253 UG 1254
14 Yiddish Love Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1255 UG 1256
14 Yiddish Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1258 UG 1259
12 Yiddish Cradle Songs, arranged for classical guitar	eBook Paper book	UG 1260 UG 1261
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, 2 nd Edition, 18 Pieces*	eBook Paper book	UG 1026 UG 1027
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Second Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1028 UG 1029

Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Third Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1030 UG 1031
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fourth Book, 2 nd Edition, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1032 UG 1033
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Fifth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1034 UG 1035
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Sixth Book, 2 nd Edition, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1036 UG 1037
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Seventh Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1040 UG 1041
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eighth Book, 11 Pieces*	eBook Paper book	UG 1042 UG 1043
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Ninth Book, 13 Pieces*	eBook Paper book	UG 1044 UG 1045
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Tenth Book, 12 Pieces*	eBook Paper book	UG 1055 UG 1056
Beautiful Music For 10-string Classical Guitar, Eleventh Book, 26 Pieces*	eBook Paper book	UG 1110 UG 1111
An Old Man / ἄνδρεῖος, 2 pieces for 10-string classical guitar*	eBook	UG 1095
Music for 10-string Classical Guitar inspired by a Retirement Home 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1146 UG 1147
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Women 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1154 UG 1155
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1171 UG 1172
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Ways 20 Pieces*	eBook Paper book	UG 1176 UG 1177
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the Curves of Guitars 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1181 UG 1182
Music for 10-string Classical Guitar inspired by Moments 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1197 UG 1198
Music for 10-string Classical Guitar inspired by the end of the 10-string guitar 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1203 UG 1204
Old Man Suite (ἄνδρεῖος / An Old Man / Mr Hiller's Hill) dedicated to Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1158 UG 1159
YEPES Suite for Andreas Hiller*	eBook Paper book	UG 1205 UG 1206

Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, 2 nd edition, 14 Pieces*	eBook Paper book	UG 1024 UG 1025
Beautiful Music For 6-string Classical Guitar, Second Book, 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1092 UG 1093
Classical Guitar Music inspired by a Retirement Home 36 Pieces*	eBook Paper book	UG 1142 UG 1143
Classical Guitar Music inspired by Clouds 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1160 UG 1161
Classical Guitar Music In A House 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1211 UG 1212
Classical Guitar Music In An Unknown Chamber 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1225 UG 1226
Interludes 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1240 UG 1241
Original Pieces For 10-string Guitar, Compilation of books „Beautiful Music For 10-string Classical Guitar“ 1 to 9 + 5 extra pieces + New compositions for 6-string classical guitar + 14 Songs By Mordechai Gebirtig, arranged for classical guitar + One new composition for Renaissance and one for Baroque lute	eBook Paper book	UG 1053 UG 1054
New Original Music For 11-string Alto Guitar, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1049 UG 1050
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Second Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1062 UG 1063
New Original Music For 11-string Alto Guitar, Third Book, 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1089 UG 1090
New Original Music For 13-string Classical Guitar, First Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1058 UG 1059
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Second Book (baroque tuning in D minor), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1060 UG 1061
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Third Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1064 UG 1065
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fourth Book (regular e tuning), 30 Pieces*	eBook Paper book	UG 1067 UG 1068
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Fifth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1069 UG 1070
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Sixth Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1076 UG 1077
New Original Music For 13-string Classical Guitar, Seventh Book (baroque tuning in D minor), 40 Pieces*	eBook Paper book	UG 1112 UG 1113

New Original Music For 13-string Classical Guitar, Eighth Book (e tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1114
	Paper book	UG 1115
Barock Mood, Original Music For 13-string Classical Guitar (baroque tuning in d minor), 40 Pieces*	eBook	UG 1187
	Paper book	UG 1188
Awesome music for 13-string guitar (D minor tuning), 40 Pieces*	eBook	UG 1216
	Paper book	UG 1217
New Beautiful Duets For 6- and 10-string Classical Guitar, First + Second Book 20 Pieces*	eBook	UG 1079
	Paper book	UG 1080
New Beautiful Duets For 6-string Classical and 11-string Alto Guitar, 10 Pieces*	eBook	UG 1083
	Paper book	UG 1084

Noten und Bücher zum kostenlosen Download hier:

<https://ulrich-greve.eu/free/others.html>

* *Composer: Heinz-Gerhard Greve*